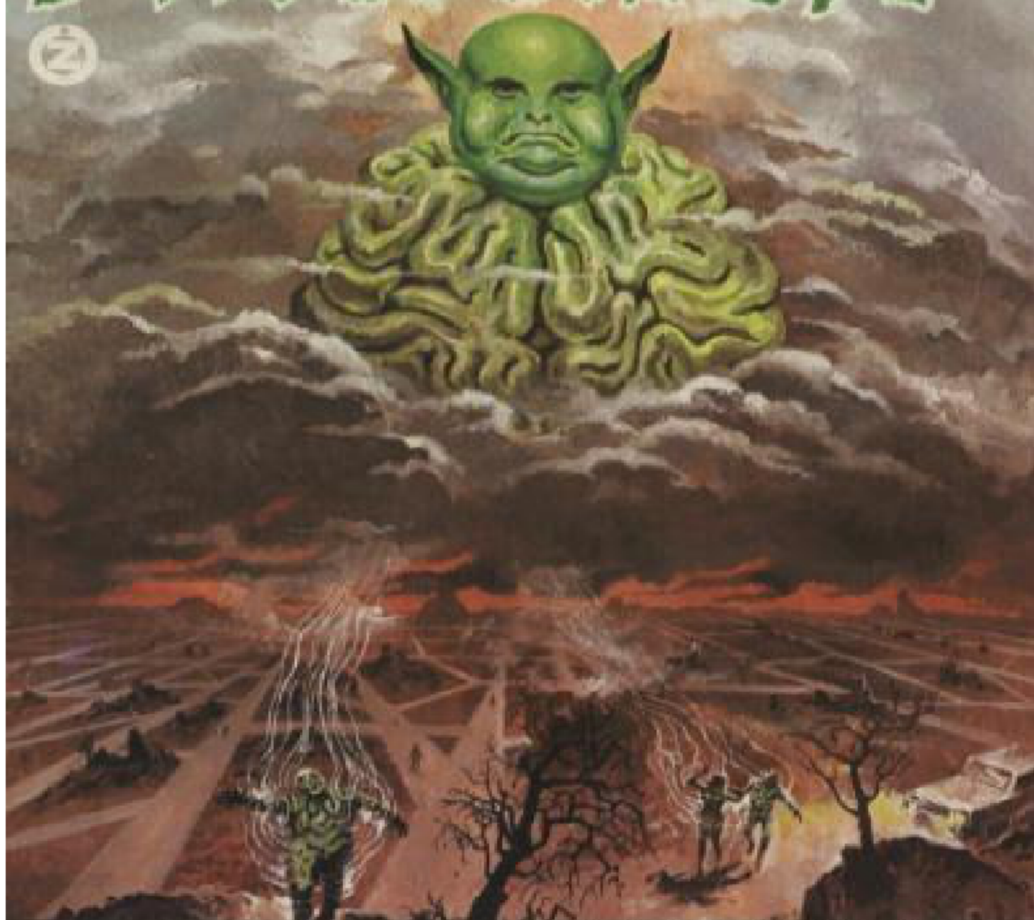
DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 103

DM 1.50

Österr. S 13; Schweiz Fr. 1.70
Italien L. 780; Spanien Pts 65
Printed in Germany

NEBEL-LABYRINTH DES TSCHONN



Nr. 103

Nebel-Labyrinth des Tschonn

(Gefangener in zwei Welten 3)

Was zuletzt geschah:

Björn Hellmark und Carminia Brado sind in eine geschickt aufgestellte Falle getappt: Molochos, der Dämonenfürst, hält sie in seinem Ewigkeits-Gefängnis fest. In einem Netz, das sie weder leben noch sterben läßt, existieren sie auf einer Grenze zwischen Wachen und Träumen. Björn Hellmark ist es noch gelungen, seinen Doppelkörper Macabros entstehen zu lassen. Mit ihm wollte er ihre prekäre Situation noch verändern. Aber Macabros wurde weit in Raum und Zeit geschleudert und landete – erfüllt mit Hellmarks Geist und Willen – in der fernen Vergangenheit der Insel Xantilon. Dort – genau 8734 Jahre vor der Zeit des Untergangs der legendären Insel, erkennt er, daß er der Gefangene zweier Welten ist. Als Hellmark befindet er sich in der Gegenwart, wird festgehalten im Ewigkeits-Gefängnis, als Macabros durchstreift er die Vergangenheit eines chaotischen Xantilon, von dem nie in einem Geschichtsbuch berichtet wurde. Macabros' Hoffnung ist das Schmieden der Legende um den »Toten Gott« und die Suche nach dem geheimnisvollen »Singenden Fahsaals«, mit dem er eine Wende seiner prekären Situation herbeiführen kann…

Der Mann sah aus wie ein Tourist, hatte eine Kamera bei sich und einen Feldstecher. Auf seinem Streifzug durch die einsame Landschaft mied er es, sich allzu offen sehen zu lassen. Bäume, Büsche und Erdhügel benutzte er als natürlichen Schutz. Es handelte sich um niemand anderen als Rani Mahay, den, glatzköpfigen Inder von der Insel Marlos.

Es war früh am Morgen. Sanfte Nebelschwaden schwebten über die Äcker und Wiesen. Weit und breit war kein Mensch zu erblicken. Nur ein paar Krähen hockten träge auf dem verlassenen Feld…

Mahay beobachtete das im Gutshofstil errichtete Gebäude auf dem Hügel. Es lag halb verborgen hinter Akazien, die mit dem schirmartigen Wipfeln die blätternarbige, verwitterte Fassade abdeckten. Immer wieder warf Mahay einen Blick durch das Fernglas und vergewisserte sich, daß niemand in der Nähe war, der ihn beobachtete. Das wäre ihm unangenehm gewesen. Was er im Schild führte, sollte ohne Zeugen über die Bühne gehen. Denn – was er wußte, ahnte niemand in der Umgebung.

Das Gebäude dort oben hinter den Akazien war das fragwürdige ›Hotel Fraque‹. Diese Fragwürdigkeit war den Bewohnern in der Umgebung nicht bekannt. Rani Mahay, der Koloß von Bhutan und treue Freund Björn Hellmarks aber wußte durch ein Erlebnis, daß Haus und Bewohner alles andere als freundlich gesinnt und harmlos waren.

Die Leute in der Gegend waren der Meinung, daß die alte Madame Fraque dort oben mehr schlecht als recht wohnte, daß sie ihre letzten Tage in Einsamkeit verbrachte, daß sie Kräuter und die Heilkunst studierte, um damit jenen Menschen zu helfen, die wegen irgendwelcher gesundheitlicher Störungen und Gebrechen ihren Rat suchten.

So menschenfreundlich, wie Charmaine Fraque sich gab, war sie aber nicht. Alles nur Maske.

Madame stand mit bösen Mächten in Verbindung. Mit Rha-Ta-N'my, der Dämonengöttin, und Molochos, dem Dämonenfürsten.

Sie führte ein Doppelleben, von dem niemand etwas ahnte.

Für Mahay war es seit den Vorfällen in der letzten Nacht zu einer Frage des Überlebens geworden, Madame Fraque die Maske vom Gesicht zu reißen und herauszufinden, wie sie lebte und worauf sich ihre unheimliche Kraft stützte.

Er wünschte sich nur, so schnell wie möglich dahinterzukommen. Denn vom Wissen und der Kraft Madame Fraques hing das Leben anderer ab.

Es gab eine furchtbare Erkenntnis für Mahay, der selbst nur mit knapper Not einem gräßlichen Schicksal entgangen war. Whiss, sein kleiner Begleiter, der ihm aus einer fremden Dimension gefolgt war,

hatte ihn das letzte Mal in das alte Hotel begleitet. Whiss war seitdem spurlos verschwunden. Seine parapsychischen Anlagen hatten wie ein Alarmsignal auf die Mächte gewirkt, die sich im Haus verbargen, die in einem Zwischenreich zu Hause waren und schreckliche Dinge im Sinn führten.

Es gab keine Zweifel: das ehemalige Hotel Fraque war drauf und dran, zu einem Brückenkopf des Bösen zu werden…

Doch das wußten bisher nur er und die Leute von Marlos.

Im Hotel lag noch mindestens eine Leiche.

Die Camilla Davies'.

Auch sie mußte geholt werden und durfte nicht in der Gewalt der tanzenden Gespenster bleiben, die das Haus bewohnten, ohne daß auch nur jemand die geringste Ahnung von den wirklichen Bewohnern hatte.

Die Nacht dort zu verbringen war gleichbedeutend mit dem Entschluß, Selbstmord zu begehen.

Nur durch das blitzschnelle Eingreifen Danielle de Barteaulieés war er nochmal davongekommen. Danielle hatte ihre Hexenkräfte eingesetzt.

Blitzartig war ihr magischer Angriff erfolgt und hatte die ihn zugrunde richtenden Kräfte zurückgeschleudert. Ehe Madame Fraque und ihre gespenstischen Gäste sich von dieser Überraschung hatten erholen können, war Danielle mit dem Freund schon wieder nach Marlos teleportiert.

Hier hatte Mahay sich regeneriert und zu seiner Erleichterung festgestellt, daß der Verlust seiner Fähigkeit zu teleportieren, nur auf das Hotel der Madame Fraque beschränkt gewesen war.

Mit dem Hotel stimmte einiges nicht. Er mußte das Rätsel lösen, ehe das Unheil, das hinter diesen Mauern gedieh, weiter wuchs und um sich griff.

Dazu sollte der heutige Tag dienen. Das Licht der Sonne mieden die Geister. Sie liebten die Dunkelheit und die Nacht.

Mahay ließ den Blick über die verwitterte Fassade schweifen.

Die Fenster in sämtlichen Stockwerken des Hotels waren geschlossen, die Läden vorgeklappt. Das Haus machte einen leeren, verlassenen Eindruck.

Doch der täuschte.

Rund zwanzig Personen lebten dort drüben. Zumindest in der Nacht.

Dort drüben mußte sich auch jener geheimnisvolle Schacht befinden, in dem Whiss verschwunden war. Madame Fraque und ihre Gespenster hatten eine besondere Logik in der Bekämpfung jener Menschen entwickelt, die ihnen gefährlich werden konnten. Normalsterbliche waren ihnen sowieso unterlegen. Sensible, Medien

und Menschen mit übersinnlichen Fähigkeiten wirkten störend oder gar gefährlich auf das, was hinter den Hotelwänden ausgebrütet wurde. Also war eine Falle für solche Menschen errichtet worden.

Wäre Rani Mahay nicht selbst in der letzten Nacht an den Rand des Grabes geraten, er würde nicht geglaubt haben, daß das Hotel Fraque zu einem Zentrum des Bösen wurde.

Darin lebte keine alte Frau mehr, sondern eine junge.

Charmaine Fraque war im Umgang mit Geistern erfahren und hatte ihr Unternehmen von langer Hand vorbereitet.

Als sie ihr Ende nahen fühlte, rief sie ein Mädchen aus Celeste herbei. Die hübsche Claudia Sevoir, jung und lebenslustig, war bekannt dafür, daß sie manchmal über die Stränge schlug. Die Unruhe in dem Mädchen war nicht von ungefähr gekommen. Schon als kleines Kind verkehrte Claudia gern im Hotel Fraque. Charmaine Fraque war schon damals klar gewesen, daß das junge Mädchen ihr Opfer sein würde, nämlich in der Stunde, da ihr alter Körper seinen Dienst aufkündigte, sie aber noch nicht bereit war, zu gehen. In der letzten Nacht war der Körpertausch erfolgt. Eine blühende, blutjunge Charmaine Fraque lebte wieder in dem villenähnlichen Anbau neben dem Hotel – und Claudia Sevoir war, noch keine zwanzig Jahre alt, in der gleichen Nacht an Altersschwäche gestorben…

Diese Vorgänge zeigten an, daß noch viel Schlimmeres zu befürchten war.

Seit zwei Stunden streifte Rani Mahay durch die hügelige Landschaft. Oben am Hotel und am Wohnhaus tat sich nichts.

Wir würde Madame Fraque sich verhalten, wenn Freunde oder frühere Gäste kamen, um die eine oder andere Nacht im Hotel zu verbringen? Für diese Menschen war Charmaine Fraque eine alte, gebrechliche Frau. Nun würde sie mehr als sechzig Jahre verjüngt sein und in anderer Gestalt vor ihnen stehen! Das mußte Fragen aufwerten, Mißtrauen wecken…

Mahay war ständig beschäftigt mit neuen Gedanken, mit denen er das Phänomen durchleuchten wollte.

Seine Vorsicht war berechtigt. Leichtsinnig wäre es gewesen, sich einfach dem Hotel zu nähern und so zu tun, als wäre nichts geschehen. Er wußte um die tödliche Gefahr, die dort lauerte.

Aber er durfte mit seinen Beobachtungen nicht zuviel Zeit verlieren.

Er mußte zum Angriff übergehen.

Nicht unüberlegt.

Mahay nahm das Fernglas von den Augen und wußte plötzlich, wie er es anfangen wollte, um schneller zu einem Ergebnis zu kommen.

Er mußte sich Gewißheit verschaffen, die Ungewißheit nagte an seinen Nerven…

*

Er kehrte auf die unsichtbare Insel zurück.

Blauer Himmel, weißer Strand, tintenblau das Meer, rauschende Palmen im sanften Wind... Marlos, ein Paradies, in dem eine Handvoll Menschen lebte. Hier herrschten Frieden und Einheit, hier versuchten unterschiedlich alte und verschieden denkende Menschen miteinander auszukommen. Bisher war es ihnen gelungen, denn sie saßen in einem Boot und arbeiteten an der Verwirklichung eines Zieles: die Vernichtung dämonischer Kräfte,' die die Welt ins Unglück stürzen wollten. Schon einmal – in einer fernen Vergangenheit, rund zwanzigtausend Jahre vor der Jetztzeit – versuchten es Rha-Ta-N'my und ihre unheilbringenden Schergen, die Welt im Sturmangriff zu übernehmen. Doch es war nicht gelungen. Nun rüsteten sie zum zweiten und – wie sie hofften und erwarteten – entscheidenden Schlag.

Ihren größten Todfeind hatten die Dämonen auf Eis gelegt: Björn Hellmark, der Herr von Marlos, der Mann, der zuerst den Feind erkannte und bereit war, in die Arena mit ihm zu steigen. Dabei war er in eine Falle gestolpert, aus der er noch nicht wieder herausgekommen war.

Hellmark und Carminia Brado, die Frau, die er liebte, waren in die Gefangenschaft des Dämonenfürsten Molochos geraten. Molochos hielt das Paar in einem gigantischen Netz gefangen, in dem sie weder leben noch sterben konnten. Das Ewigkeits-Gefängnis war ihnen zur Falle geworden.

Arson, der Mann mit der Silberhaut, hatte sich auf den Weg gemacht. Mit seinem Zeitschiff durcheilte er die verschiedenen Vergangenheiten auf der Suche nach den Verschollenen, und alle auf Marlos hofften, daß Arson ein Tor fand, um zu Hellmark vorzustoßen. Eine Möglichkeit hätte sich sofort geboten, aber zu der wollte Arson erst greifen, wenn alle anderen Mittel versagten: er brauchte nur zu dem Zeitpunkt zurückzureisen, an dem Hellmark und Carminia Brado sich entschlossen hatten, in Rha-Ta-N'mys Schreckens-Zentrum einzudringen. Doch jeder auf Marlos fürchtete das Paradoxon, das dann vermutlich eintrat und entscheidende Vorgänge auch für die Zukunft derart veränderte, von denen man dann nicht wußte, ob sie positiv oder negativ waren.

Eine Befreiung aus dem Augenblick der Gefahr konnte unter Umständen auch den Tod der beiden Gefangenen bedeuten. Inwieweit ein Manipulieren mit der Zeit überhaupt in Frage kam, mußte geklärt werden. Und deshalb hatte sich Arson auf den Weg gemacht.

Gleichzeitig versuchten die auf Marlos Zurückgebliebenen von der

Gegenwart und der diesseitigen Welt aus, einen Weg zu Carminia und Björn zu finden.

Dazu gehörten auch Rani Mahays Aktivitäten.

Molochos und dessen engste Vertrauten wußten im Augenblick am genauesten, wo die Verschollenen festgehalten wurden, wie das Ewigkeits-Gefängnis gestaltet war, welche Zugänge es gab und wie sie bewacht wurden.

Und überall dort, wo in diesen Stunden auf der Welt Unerklärliches geschah, wo okkulte und dämonische Aktivitäten entfaltet wurden, hieß es nachdenken. Die Entdeckung des Hotels Fraque empfand Mahay aus dieser Sicht der Dinge als einen Glücksfall. Richtig angewendet, konnte dieser der Verehrung Molochos' und Rha-Ta-N'mys dienende Ort zum Bumerang gegen die Mächte der Finsternis werden.

Mahays Körper schälte sich wie ein Geist aus dem Nichts und materialisierte unter dem Sonnenhimmel Marlos'.

Von den Blockhütten, die auf den sanften Erhebungen am Rand des Sandstrandes standen, löste sich flink eine schlanke, dunkelhaarige Gestalt. Sie war sehr jung. Wer sie sah, schätzte sie auf höchstens zwanzig. Danielle de Barteaulieé aber war um ein Vielfaches älter. Vor mehr als hundert Jahren war der Alterungsprozeß durch die schwarzmagischen Praktiken ihres Vaters, des Comte de Noir, zum Stillstand gekommen. Der Comte ging einen Pakt mit den Mächten der Finsternis ein, den er dann brach. Er hatte seine Vertragspartner jedoch geschickt hintergangen. So war es gekommen, daß Danielle nicht mehr zu altern brauchte und gleichzeitig über bestimmte magische Praktiken verfügte, die ihr weder Rha-Ta-N'my noch deren dämonische Schergen nehmen konnten. Danielle stand auf der Abschußliste der Nichtmenschlichen. Rha-Ta-N'my wollte ihren Kopf.

»Alles in Ordnung, Rani?« fragte die junge Französin besorgt, während sie näher kam. Seit Mahays Abwesenheit hatte sie unentwegt den Strand vor den Hütten im Auge behalten. Dies war meistens die Stelle, an der diejenigen zurückkamen, wenn sie durch Teleportation Marlos verlassen hatten. Die Insel auf diese Weise jederzeit zu verlassen und zu erreichen, war nur möglich, wenn jemand lange genug auf Marlos gelebt hatte. Die Insel selbst veränderte durch ihre Atmosphäre menschliche Veranlagungen und fügte ihnen jene Besonderheit hinzu.

Der Inder sah die hübsche Französin voll an und legte seinen Arm um ihre Schulter. Es war schon lange kein Geheimnis mehr, daß die beiden sich mochten.

»Sieht fast so aus, als hättest du die ganze Zeit über auf der Lauer gelegen und nach mir Ausschau gehalten…«

»Ich hab' mir Sorgen um dich gemacht.«

»Brauchst du nicht. Ich habe dir versprochen, auf der Hut zu sein und nichts Unüberlegtes zu tun.«

Sie nickte. »Wenn schon –, dann gibt es eben andere, die es tun. – Gibt es irgendwelche Neuigkeiten?«

»Leider nein. Das ist auch der Grund, weshalb ich zurückkomme, Danielle… Nur das Hotel im Auge zu behalten, genügt nicht. Dort tut sich gar nichts. Drei Stunden habe ich es beobachtet. Madame Fraque scheint ausgeflogen zu sein.«

»Vielleicht ist sie es wirklich. Nach dem Alptraum von letzter Nacht…«

»Ich werde es bald wissen.«

»Du willst also wirklich nochmal ins Haus gehen?« Ihre Stimme klang leise.

»Ja.«

»Sie wird da sein, dich erkennen – und diesmal keinen Pardon geben, Rani.«

»Darauf bin ich gefaßt.«

»Gut.« Sie nickt ernst, atmete tief durch, und die Bluse über ihrem Busen straffte sich. »Dann werde ich mit von der Partie sein. So war es ausgemacht. Gewissermaßen als Feuerwehr…«

»Erst im zweiten Teil des Schauspiels, Danielle…«

»Was soll das nun wieder heißen?«

»Ich starte nicht im dritten Gang, sondern im ersten, meine Liebe. Was im' Hotel alles kreucht und fleucht und welche Wetterbedingungen dort herrschen, haben wir am eigenen Leib verspürt. Jetzt wollen wir erst feststellen, ob sich die Schatten der Nacht auch am Tag bewegen können. Oder – ob sie hilflos sind. Ich wünschte mir das letztere. Es böte die Möglichkeit, sich in aller Ruhe im Hotel umzuschauen und das Geheimnis Charmaine Fraques und ihrer Gäste aus dem Zwischenreich zu ergründen.«

»Und wenn das letztere nicht in Frage kommt?«

»Muß man es dennoch möglich machen, Danielle… Wir kommen nicht umhin, nochmal einen Blick ins Haus zu werfen. Wie das im einzelnen abrollt, wird eine Vorprüfung ergeben.«

»Und wie sieht die aus?«

»Ganz einfach. Ich komme nicht als Löwenbändiger vom Dienst, im Lendenschurz und mit Glatze – sondern als Clochard…«

*

In seiner Hütte bewahrte Rani jene Dinge auf, die ihn an seine Vergangenheit erinnerten.

Er war jahrelang im Zirkus aufgetreten mit einer sensationellen Darbietung, die ihresgleichen suchte. In der offenen Manege zeigte er

sich mit ungezähmtem Raubkatzen, und während der Vorführung konnte man die Spannung in der totenstillen Zirkuskuppel förmlich körperlich spüren.

Nervenkitzel… für die Zuschauer und für Mahay, der die Raubkatzen mit bloßem Willen unter Kontrolle hielt.

Als der Inder Björn Hellmark kennenlernte, gab er seine Karriere auf, schloß sich dem blonden Mann aus Deutschland an und stellte seine Kraft ganz in den Dienst des Kampfes gegen die Dämonen.

Bei einem solchen Einsatz hatte Rani sein Lieblingstier, die Tigerin Chitra verloren. Im Garten des scharlachroten Magiers Tamuur war die Raubkatze in eine fleischfressende Pflanze verwandelt worden. Rani hatte lange Zeit unter diesem Schmerz gelitten, auch wenn er es sich nicht hatte anmerken lassen. Die Begegnung mit dem winzigen Whiss schien diesen Verlust dann immer mehr in den Hintergrund treten zu lassen. Whiss, den Rani aus lebensgefährlicher Situation rettete, schloß sich dem Inder an. Die beiden waren ein Herz und eine Seele. Aber nun war auch Whiss verschwunden, in einen ›Schacht‹ gestürzt, von dem noch niemand wußte, was das bedeutete und wohin er führte. In einen Schacht, der möglicherweise in einer andersdimensionierten Welt mündete, in einem Reich der Verderbnis, des Grauens und des Todes.

Zu den Dingen, die Mahay aufbewahrte und an denen sein Herz hing, gehörten seine kostbaren und farbenprächtigen Kostüme, mit denen er aufgetreten war.

In einem rustikalen, selbstgezimmerten Wandschrank hingen silbern- und goldglitzernde Mäntel, Hosen und Jacken. Jeder Disko-Fan hätte vor Begeisterung gejauchzt, wenn er diese Kleidungsstücke zu Gesicht bekommen hatte.

Danielle stand neben dem Freund, als der wie ein schüchterner Liebhaber seine Hand nach einer Flitterjacke ausstreckte und dann eine violette, wie Seide schimmernde Hose von einem einfachen Drahtbügel nahm.

»Es fällt dir schwer, dich von diesen Dingen zu trennen«, konstatierte Danielle de Barteaulieé leise, die in Ranis unbeweglichem Gesicht zu lesen verstand.

»Ich kann mich mit leichtem Herzen davon trennen, wenn ich weiß, daß sie ihren Sinn erfüllen, wenn ich durch sie Carminia, Björn und Whiss auch nur einen Schritt näherkomme«, entgegnete er rauh.

Beinahe ruckartig legte er die Kleidungsstücke über den linken Unterarm.

»Ich könnte dir einen Trick verraten und den Einsatz dieser Kleidung ausschalten«, schlug sie ihm vor. »Aber nur, wenn du das willst…«

Er wußte, wie sie das machen würde. Durch Magie.

Er wiegte den Kopf. »Ich habe meine Bedenken, wenn es um Madame Fraque geht, Danielle. Einmal konntest du sie überrumpeln. Ich wage zu bezweifeln, ob es das zweite Mal gelingen wird. Sie ist gewarnt, und sie muß damit rechnen, daß wir nochmal aufkreuzen Sie hat erkannt, daß wir Feinde Rha-Ta-N'mys und Molochos' sind. Und damit auch ihre Feindin, die sie vernichten wird, wann immer sich die Gelegenheit dazu bietet. Vielleicht durchschaut sie ein Trugbild zu schnell – und ich bin am Ende, ehe ich richtig angefangen habe. Bleiben wir bei unserer ersten Überlegung, über die wir uns nach dem Abenteuer im Hotel unterhielten. Du beschattest mich, und du greifst nur ein, wenn Gefahr unmittelbar im Verzug ist… und jetzt erst mal nach Paris«, fügte er unvermittelt hinzu, und seine Miene hellte sich auf. »Ich kenne dort unweit der Champs Elysses einen Trödlerladen, in dem man vom alten Nachttopf bis zum Handkarren alles kriegen kann. Der Mann ist preiswert. Wenn man ihm vernünftige Tauschware bringt, drückt er sogar ein Auge zu und verzichtet auf eine Aufzahlung. Und da wir hier mit Bargeld sowieso knapp sind – es wächst nichts von dieser Sorte auf der Insel – kommen wir mit diesen Geschäftsbedingungen am besten zurecht, findest du nicht auch?«

»Voilà«, nickte die junge Französin. »Dann sollten wir uns aber beeilen. Um die Mittagszeit machen die Läden zu. -Ich werde dich begleiten. Einen Schaufensterbummel durch Paris hab' ich schon lange nicht mehr gemacht…«

Er nannte ihr sein Ziel. Dann konzentrierte er sich darauf. Im nächsten Moment war die Stelle, an der er eben noch gestanden hatte, leer. Fauchend füllte die Luft den Leerraum.

Und dann verschwand auch Danielle. Sie unternahm den ›Sprung‹ nach Paris und materialisierte neben dem Inder. Wie hinter einem Nebelschleier nahm sie im ersten Moment ihre neue Umgebung wahr. Wo eben noch die rustikalen, klobigen Holzwände und die Fotos aus Rani Mahays Zirkuszeit ihr Blickfeld eingenommen hatten, existierte eine Straße.

Verkehrsgeräusche drangen an ihre Ohren. Die Straßenkreuzung, an der das von Mahay erwähnte Geschäft lag, befand sich rund hundert Schritte von ihnen entfernt.

Eine alte Frau mit Hut und einer vollgefüllten Einkaufstasche, an der anderen Hand einen kleinen Jungen führend, stand mit offenem Mund da.

Sie schloß die Augen, öffnete sie wieder und starrte das Paar an wie eine Geistererscheinung.

Rani und Danielle wußten nur zu gut, was passiert war.

Sie waren praktisch im Blickfeld der Alten und des Jungen aus dem Nichts aufgetaucht, ohne daß die beiden die Annäherung des Inders und seiner Begleiterin bemerkt hatten.

Da kam aus dem Mund des Jungen auch schon die Bestätigung.

»Du, Oma, die… können zaubern… sie sind aus dem Boden gewachsen!« Der kleine Knirps machte aus seiner Wahrnehmung kein Geheimnis. Lautstark rief er seine Worte in die nach Abgasen und Benzin riechende Luft und machte andere Passanten auf Danielle und Rani aufmerksam.

»Psst«, machte die alte Dame, »nicht so laut, Philipe! Die Leute…«

»Die können's doch auch wissen«, krähte der Kleine. »Was wir gesehen haben…«

Die alte Damebeeilte sich weiterzukommen und zog den kleinen Kerl, der murrte, einfach mit, obwohl sie selbst mit dem Ereignis nicht zurecht kam. Philipe bestätigte praktisch nur das, was sie mit eigenen Augen gesehen hatte.

Rani und Danielle schmunzelten, setzten ihren Weg fort und taten so, als wäre nichts Besonderes.

Sie plauderten miteinander und näherten sich der Straßenecke.

Dort stand der Trödlerladen. In den beiden verschmutzten Schaufenstern waren alte Puppen, Kinderwagen, Grammophone und allerlei Krimskrams zu sehen. Links an der Wand hoch stapelte sich ein Turm alter, vergilbter Zeitschriften mit nostalgischen Titelbildern.

Eine Klingel läutete, als Mahay die klapprige Tür aufstieß und Danielle an sich vorüberließ.

Im Laden roch es nach Staub und Moder.

Danielle und Rani meinten, in einen Keller zu kommen.

Durch die Gegenstände, die zum Teil von der Decke herabhingen, weil in dem engen Geschäft sonst kein Platz war, wirkte die Umgebung noch düsterer. In der Ecke stand eine große Studio-Kamera aus Holz. Auf kleinen hölzernen Rädern ließ sie sich hin- und herschieben. Dahinter war ein Ständer, an dem unzählige alte Kleider hingen.

Der Weg zur Ladentheke war schmal, zu beiden Seiten von allerlei Kitsch und Trödel flankiert.

Der Geschäftsinhaber, Monsieur Henri, blickte den beiden Ankömmlingen über den Rand der Nickelbrille aufmerksam entgegen. Offenbar interessierte es ihn, wie seine Besucher durch den schmalen Gang kamen.

»Da muß man den Bauch einziehen, Monsieur«, ließ Rani sich vernehmen, der die Gedanken des kleinen Mannes hinter der Theke erriet. »Wenn wohlbeleibte Damen und Herren zu ihnen kommen, dann gibt's notgedrungen Karambolagen. Sie sollten den Weg zur Theke erweitern…«

»Wer etwas bei mir kaufen will, Monsieur, findet auch den Weg zur Theke«, antwortete der Franzose amüsiert. »Und wem er zu schwierig ist, dem komme ich selbstverständlich entgegen. Ein

vielseitiges Angebot ist das Ah und Oh eines Geschäftes dieser Art. Sie werden in ganz Paris nicht eine solche Auswahl an hervorragenden Angeboten finden. Ich bin selbst Sammler ausgefallener Dinge und kann mich von dem meisten, was hier angeboten wird, nur schweren Herzens trennen…« Er zuckte die schmalen Schultern. »Aber was soll man machen? Man muß leben. Und außerdem werde ich langsam alt. Irgendwann im Leben muß man sich sowieso von allem trennen, was einem lieb und wert ist. Und ehe der Zeitpunkt gekommen ist, wo man gezwungen wird, treffe ich schon lieber selbst die Entscheidung über das Wann, so lange es mir noch möglich ist…«

»Dann bin ich ein schlechter Kunde für Sie, Monsieur. Ich nehme Ihnen nichts ab – ich bringe Ihnen noch etwas, auf daß der Laden voll werde…«

Monsieur Henri seufzte. Er nahm seine Brille ab, hauchte sie an und begann sie mit einem blaukarierten Taschentuch, das die Größe eines Küchenhandtuchs hatte, blank zu putzen.

»Ich hätte zwar lieber ein paar Francs verdient, als welche herauszugeben – aber wenn ich Ihnen einen Gefallen tun kann, helfe ich Ihnen natürlich gern… Kleider, ich hab’s schon gesehen, als Sie hereinkamen. Damit läßt sich natürlich heutzutage kein Blumentopf mehr zu gewinnen, Monsieur… Sehen Sie sich um! Ich könnte eine ganze Kompanie einkleiden… Jacken, Mäntel, Pullover, alte Hosen en masse… darüber hinaus…«

»Ich will Ihnen nichts verkaufen«, nutzte Rani Mahay schnell eine Atempause des Franzosen. »Ich will nur tauschen… hier ein paar kostbare Kleider – gegen etwas weniger Kostbares. Ich möchte ein altes, abgetragenes Hemd, ein paar Blue jeans, ’ne Jacke vielleicht. Muß nichts besonderes sein… dazu eine alte Aktentasche, in der man einen Laib Brot und ’ne Flasche Rotwein verstauen kann… dafür laß’ ich das hier. Eine Glimmerjacke, für die man Ihnen gern zwei- bis dreihundert Francs auf den Tisch blättert. Sie ist das Zehnfache wert. Betrachten Sie die Verarbeitung, das Material… die Hose…, sie ist aus reiner Seide gefertigt.«

Rani reichte die Gegenstände über den Tisch, und die wächsernen Finger des alten Antiquitätenhändlers griffen prüfend danach. Die Haut war spröde und trocken, an ihr schien der Staub all der Dinge zu haften, die hier lagerten. Die Finger war schmal und klein, fast knochig, als wären sie abgegriffen von dem vielen ständigen Zur-Hand-Nehmen, Umstellen und Umschichten.

Monsieur Henri wandte seinen Blick nicht von dem großen, muskulösen Mann mit der prachtvollen Glatze.

»Ich nehme an, Sie erlauben sich keinen Scherz mit mir«, sagte er dann leise.

»Aber Monsieur!« wehrte Rani empört ab. »Wie käme ich darauf?

Die Kleider sind tatsächlich soviel wert, wie ich Ihnen…«

»Non, das meinte ich nicht. Das sehe ich selbst. Für solche Dinge habe ich einen Blick. Was Sie mir hier bringen, laßt sich an den richtigen Interessenten für eine vielfachen Preis dessen verkaufen, als für den, den Sie mir nannten, Monsieur… Sie bringen mir Gold – und wollen Blech dafür. Ich verstehe den Grund nicht…«

Er schien dem Inder auf die Seele zu sehen und starrte ihn an wie einen Geist.

Rani lächelte gewinnend. »Das ist ganz einfach. Eine Wette… mit einem Freund. Wir sind eingeladen…« und bei diesen Worten deutete er auf Danielle de Barteaulieé. »Ein Freund meines Freundes gibt eine Partie. Die Gäste sollen maskiert kommen. Im letzten Jahr ließ ich mich dort als feiner Mann sehen, wie Sie unschwer an Jackett und Hose erkennen können. Ich will die ganze Sippe überraschen, Monsieur. Ob man mich auch als Clochard erkennt, wage ich zu bezweifeln…«

Wie er es sagte, klang es überzeugend.

Rani wurde mit dem Antiquitätenhändler schnell einig.

»Suchen Sie sich aus, was Sie für diese Maskerade brauchen.«

Er fand mehr, als er suchte.

Er entschloß sich schließlich doch nicht für abgewetzte Blue jeans, sondern für ein Paar Hosen, die einem gehört hatten, der noch ein paar Kilo mehr schleppte als er.

Die Hosenbeine schlabberten um seine muskulösen Schenkel. Die Jacke war von Motten durchlöchert, das Hemd sah aus, als würde ihm bei der nächsten Wäsche endgültig das Lebenslicht ausgeblasen.

Dazu wählte er einen Schal und einen alten Schlapphut, der so verdrückt war, daß nichts und niemand ihn mehr in Form bringen konnte.

Die Aktentasche paßte zu seinem Aufzug.

Zu guter Letzt machte er sich mit Danielle auf die Suche nach einer Perücke. Auch hier konnte Monsieur Henri mit einer wirklich stattlichen Auswahl aufwarten.

Von der eleganten Perücke aus der Zeit des Rokoko und des Barock bis hin zum Pagenkopf und zur ungepflegten Langhaarfrisur war alles vorhanden.

»Ich hab’ die Reste eines Friseurladens aufgekauft«, erklärte er, als er Mahays fragenden Blick auf sich spürte. »Wenn Sie auch noch ein Kosmetiktäschchen benötigen, Monsieur?« fragte er, spitzbübisch grinsend. »Ich kann mit rund zweihundert Exemplaren dienen…«

»Nein, danke«, schüttelte der Inder den Kopf mit der schwarzen, fettigen Langhaarfrisur. »Ich bin so vollauf zufrieden. Mit dem Täschchen würde ich sicher auffallen…« Er betrachtete sich im Spiegel, »Bon«, sagte Mahay, »ich glaube, das war’s. Die Maskerade ist

perfekt. Ich kenn' mich selbst nicht wieder…«

*

Ehe er den Antiquitätenladen verließ, warf er einen letzten Blick auf die Kleidungsstücke, die er zurückließ.

Monsieur Henri hatte sie feinsäuberlich geglättet auf einen Bügel gehängt. Die Glitzerjacke und die violette Seidenhose hingen an der Tür zum Eingang des Hinterzimmers und boten einen auffallenden Farbfleck in der grauen, stumpfen Umgebung.

»Sie scheinen sich ungern von den Stücken zu trennen«, sagte der Geschäftsinhaber, der einiges von der Psyche der Menschen zu verstehen schien, die hier verkehrten.

»Mit gemischten Gefühlen«, bestätigte Rani. »Ich habe eine letzte Bitte an Sie, Monsieur.«

»Und die wäre?«

»Gesetzt den Fall, Sie können die getauschten Kleidungsstücke in den nächsten Stunden nicht verkaufen – könnte ich sie wieder eintauschen?«

Monsieur Henri legte die Stirn in Dackelfalten.

»Wenn ich sie nicht verkaufe«, sinnierte er, »oui, warum nicht.?«

Mahay viel ein Stein vom Herzen. »Es soll Ihr Nachteil nicht sein, Monsieur!

Ich werde Ihnen ein paar Scheine dazulegen, das verspreche ich Ihnen…«

Dann verließen Rani und seine Begleiterin den Laden.

Der Franzose schlurfte durch den Raum und blickte durch die verschmutzte Glastür auf die Straße. Monsieur Henri nahm die Nickelbrille ab und rieb sich die müden Augen.

»Komischer Kauz«, murmelte er. »Aber ein netter Kerl…«

Als er die Hand wieder von den Augen nahm, konnte er Rani und Danielle de Barteaulieé nirgends mehr sehen.

Dabei waren sie noch eben die Straße entlanggegangen, die kerzengerade von seinem Geschäft wegführte… Und es gab auf der Länge von einem halben Kilometer keine Seitenstraße, in die sie hätten verschwinden können.

Es war gerade so, als hätte der Erdboden sie verschluckt…

*

Der kleine Mann wandte sich verwirrt um und ging zur Ladentheke zurück.

Vor der altmodischen Registrierkasse bewegte sich ein Schatten.

Monsieur Henri zuckte unwillkürlich zusammen.

Da war etwas!

Es hockte vor der Kasse und blickte ihn aus böse funkelnden Augen an.

Eine fette Krähe, die sich mit ruckartigem Flügelschlag erhob und auf ihn zuschnellte…

In einer anderen Zeit, einem anderen Land, stand ein Mann inmitten von Flammen.

Die Zeit war die Vergangenheit, genau jener Zeitpunkt 8734 Jahre vor dem Untergang einer Welt, die bereits eine hochentwickelte Zivilisation hervorgebracht hatte, noch ehe auf anderen Kontinenten Menschen zu denken begannen.

Das Land war – das sagenhafte, legendäre Xantilon, einer jener Urkontinente, die mit Atlantis, Lemuria, Hyberborea und Mu in einem Atemzug genannt wurden.

Der Mann – das war Macabros, Björn Hellmarks Zweitkörper.

Björn Hellmark selbst, jener mutige Mann, der Tod und Teufel nicht fürchtete, der es gewagt hatte, mit seiner treuen Gefährtin Carminia Brado in das Schreckens-Zentrum Rha-Ta-N’mys einzudringen, um der Dämonengöttin gegenüberzutreten, wußte nichts von der augenblicklichen Existenz seines Doppelkörpers.

Die Verdoppelung war unbewußt, in einem Moment höchster Gefahr für ihn zustande gekommen. Macabros war ins Universum und in eine andere Zeit geschleudert worden. Durch die geistige Mithilfe Al Nafuurs, seines unsichtbaren Freundes aus dem Zwischenreich, war die Bewegung in Zeit und Raum beeinflußt worden.

Macabros war abhängig vom Leben Björn Hellmarks. Bisher war es stets so gewesen, daß alle Bewußtseinseindrücke Macabros’ zum Wissen Hellmarks wurden, daß er ständig über jeden Schritt, jede optische und akustische Szenen, jedes Erlebnis unterrichtet worden war. Doch diesmal war alles anders.

Hellmark hing wie eine Fliege im Netz. Die Arme waren gespreizt, leicht gespreizt auch die Beine. Sein Körper war nach vorn gebeugt, die Augen waren geschlossen. Es war nicht zu sehen, daß der blonde Mann noch atmete. Im Netz einer Gigantenspinne schien er nur darauf zu warten, als Opfer verschlungen zu werden.

Und in der Tat glich seine Situation diesem Bild.

Hellmark war ein Opfer, er war gezwungen auf einer Grenze zwischen wachen und Träumen zu leben. Die Kräfte des Netzes hinderten ihn am Leben, aber auch am Sterben. Und so wie ihm erging es der Frau, die er liebte, die nicht von seiner Seite hatte weichen wollen, als sein Schicksal sich entschied.

Und so war sein Schicksal – zu ihrem geworden…

Björn Hellmark hatte manchmal ein fernes Gefühl, das ihm seltsame Bilder und Eindrücke vermittelte. Er schrieb es seiner

Schwäche zu, dem Schlaf, der vielleicht bald zu einem ewigen wurde…

Anders dachte Macabros.

Aber was er empfing und erkannte, wurde nicht direkt und nicht kraftvoll genug an den Originalkörper weitergegeben.

Macabros stand im Flammen.

Die Finsterlinge von Krosh und die grausamen Priester, die eine Schlafende Gottheit und einen krakenähnlichen Götzen verehrten, hatten ihn und Harry Carson überrumpelt.

Carson erging es schlecht.

Macabros’ Blick war auf die Flammenwand gerichtet, die ihn umgab. Dahinter zeichnete sich eine schwarze, undurchdringlich erscheinende Mauer ab.

Die Mauer lebte. Es waren Gestalten, die in schwarze Rüstungen gehüllt waren und Visiere trugen, die an Vogelschnäbel erinnerten.

In den schwarzen Vogelgesichtern glühten zwei giftgrüne Augen. Wie die Linsen im Kopf eines Roboters. Und mehr waren diese ›Geschöpfe‹ des Bösen auch nicht.

Die Körper stammten von Enthaupteten, und die Köpfe waren nichts anderes als gallertartige, runzlig aussehende Kugeln, die von einem ausgeklügelten technischen System am Leben erhalten wurden.

Mit eigenen Augen hatte Macabros gesehen, auf welche Weise die an sich toten Körper von Männern aus dem Stamm der Loarks wie ein Ersatzteil benutzt und ergänzt wurden.

Aus schattenhaftem Nichts heraus wurde jene Gallertkugel gereicht und mit tentakelartigen Auswüchsen verbunden, die wie Kabel aus den Halsansätzen ragten. Von dieser Stunde an erhielt ein saugendes, keuchendes Geräusch die Wesen am Leben. Nur wenn ihre ›Köpfe‹ durch einen Schwerthieb vom Körper getrennt wurden, hörte ihr gespenstisches Dasein auf…

Aber nicht nur die Finsterlinge von Krosh erblickte Macabros jenseits des Flammenvorhangs.

Da waren noch mehr.

Die Priester. Insgesamt waren es sieben. Der höchste hieß mit Namen Kophas. Er war der ›Oberste Siegelbewahrer‹, der ›Wiederbringer‹, wie er sich auch bezeichnete. Er wußte mehr als die anderen. Und doch konnte er ohne die anderen sechs nicht sein, wie sie ohne ihn nicht sein konnten. Nur gemeinsam waren sie stark. Sie waren ein Kollektiv, dessen Geheimnis er noch nicht kannte.

Weder die zehrenden Flammen noch die ungeheuerliche Hitze, vor der die anderen zurückwichen, machten ihm etwas aus.

Sein Körper bestand aus einer ätherischen, feinstofflichen Substanz, die durch nichts zerstört werden konnte, durch nichts, außer durch die geistige Kraft, die durch Hellmarks arbeitendes Hirn erzeugt

wurde und die – unbewußt wie im Traum – die unsichtbare Schnur über unvorstellbare Räume und Zeitepochen hinweg aufrecht erhielt.

Schmerzen kannte er nicht, dieser Mann, der nicht aus Fleisch und Blut bestand. Aber sein Innerstes war erfüllt mit allen Regungen, deren ein Mensch fähig sein konnte, wenn er mitansehen mußte, daß ein Freund litt.

Da war Harry Carson, jener rätselhafte Abenteurer, den ein seltsames Schicksal in die Vergangenheit der Welt verschlagen hatte. Carson war in einer anderen, fernen Zeitepoche gestrandet. Die geheimnisvollen Männer in Schwarz, die seit einiger Zeit stärker denn je wieder in Erscheinung traten, hatten ihn kurzerhand aus seiner Zeit entführt. Harry gehörte normalerweise nach Amerika in die Zeit der fünfziger Jahre. Aber sein wahres Leben von damals schien für ihn nur noch ein Traum zu sein, eine ferne Ahnung an etwas anderes. Carson hatte gelernt, in der Vergangenheit unter Bedingungen zu leben, die unglaublicher für einen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts nicht sein konnten. Carson hatte die fremde Welt inzwischen kennengelernt, kannte ihre Stärken und Schwächen und war mit einigen Völkern vertraut, die miteinander friedlich koexistierten oder sich friedlich gesinnt waren.

Carsons Ziel war es gewesen, das Geheimnis der sogenannten Traphilen zu lüften, die unter der Anleitung unirdischer Priester einem blutrünstigen Gott dienten. Die Opfer waren die Loarks, deren Frauen, die in den Wüstenstädten jenseits der Dschungelzone lebten.

Bei dem Versuch, das Heiligtum – den gigantischen Götzen, in dem eigene Raum-Zeitbedingungen bestanden – zu durchforschen, fiel Carson in die Hände der Finsterlinge von Krosh. Und die entschieden nach der mißlungenen Flucht, ihn dem Kraken-Gott zum Fraß vorzuwerfen.

Überall in der zyklopischen Halle gab es riesige Bodenöffnungen, in denen es rumorte, fauchte und gurgelte.

Riesenkraken lebten in den Hohlräumen unter dem Boden. Sie waren Teil oder Sinnbild einer Gottheit, die in einer unvorstellbar fernen und grausamen Zeit der Geschichte zur Erde gekommen war. Ein Teil Rha-Ta-N'mys? Ein Teil ihrer mächtigen Schergen, die in den ungewöhnlichsten Formen und Gestalten auftraten? Macabros wußte es nicht.

Er wußte nur eines: Harry Carson war verloren, wenn nicht bald etwas geschah.

Der kräftige, blonde Mann, ein ›Tarzan-Typ‹, wie Macabros ihn im stillen bezeichnete, lag am Rand einer Bodenöffnung, aus der gigantische Fangarme eines Kraken wuchsen, die überhaupt kein Ende zu nehmen schienen.

Carson war gefesselt. Seine Widersacher wollten nicht das kleinste

Risiko eingehen, sondern reinen Tisch machen und den permanenten Feind, der ihnen durch Harry Carson erwachsen war, endgültig vernichten.

Harry hatte keine Chance. Er konnte sich nicht zur Wehr setzen.

Macabros' Miene war wie aus Stein gemeißelt.

Er gab sich einen Ruck und wollte sich lösen von der tentakelverzierten Säule, an die man ihn gebunden hatte.

Noch ging es nicht.

Die stachelige Drahtfessel aber, mit der man ihm Hände und Füße gebunden hatte, glühte. Es war nur noch eine Frage der Zeit, bis das Feuer den Draht durchglüht hatte, bis das Material morsch und mürbe war, während er selbst völlig unbeschädigt und unverletzt mitten in den Flammen stand.

Doch jede Sekunde, die es noch dauerte, konnte eine Sekunde zu lange sein. Im nächsten Augenblick konnte Carsons Tod eintreten…

Schon senkten sich die schmierigen, feuchtglänzenden Tentakel auf ihn herab.

Die meisten Beobachter, sowohl die Finsterlinge mit ihren schnabelförmigen Visieren als auch die Priester des Kraken-Gottes, hatten ihren Blick auf die Öffnung gerichtet, in der sich der Krake zeigte.

Carson atmete schneller, als die kalten, mit Saugnäpfen besetzten Muskelstränge über seinen Körper glitten, als wollten sie ihn liebkosen und den Augenblick seiner grauenhaften Angst voll auskosten.

Außer dem fauchenden Atmen der Finsterlinge von Krosh und dem Prasseln der Flammen rings um Macabros, war es still.

Kein fremdes Geräusch mischte sich darunter.

Macabros starrte mit weitaufgerissenen Augen auf die Szene, von der er wünschte, daß es sie nicht gäbe.

Carsons Gesicht war bleich und maskenhaft starr.

Er schrie nicht, war tapfer, mutig und sah dem Tod ins Auge.

Die Tentakel schwebten über ihm. Eine sank jetzt herab, wickelte sich blitzschnell um seine Beine und zog ihn herum.

Da ging ein Ruck durch Macabros' Körper.

Mit leisem Knacken zerbrachen die durchglühten Stachelfesseln. Er konnte sie abschütteln, und sie regneten als Funken in die Flammen, die sie nach oben trugen.

Dann warf Macabros sich nach vorn durch die Feuerwand und kam aus den lodernden Flammen heraus wie ein Phönix aus der Asche.

Kein Haar war ihm versengt, keine Augenbraue, keine Brandblase zierte seine Haut… seine Kleidung war erhalten, als bestünde sie aus feuerfestem Material.

»Dies, Kophas«, sagte er klar und vernehmlich in der alten Sprache Xantilons, »dies ist meine Stunde…«

Und der angesprochene Priester, der sein Schwert gesenkt hielt, war wie gelähmt, unfähig sich zu bewegen, unfähig, auch nur einen Laut über die Lippen zu bringen. Es schien, als würde eine unsichtbare Hand ihn würgen…

Macabros erreichte ihn, ehe Bewegung in die Reihen der schwarzen Rittergestalten kam.

Sein Auftauchen war für diese hartgesottenen Kämpfer wie ein Wunder.

Macabros riß Kophas, den Obersten der sieben Priester, an sich, und wieder fiel ihm das Schwert dieses Mannes in die Hand, der vor Aufregung, Erstaunen und Ratlosigkeit zu keiner Gegenwehr fähig war.

Macabros fackelte nicht lange.

Das Leben seines neugewonnenen Freundes stand auf des Messers Schneide.

Nur einer ließ sich von alledem, was in diesen entscheidenden Sekunden geschah, nicht aus dem Konzept bringen.

Der Kraken-Gott!

Er symbolisierte den ›Großen Schlafenden‹, den Geheimnisvollen aus der Tiefe des Universums, der mit einem Schiff der Priester nach Xantilon gekommen war und der offensichtlich daranging, seine Macht zu festigen und mit Hilfe der geköpften Loarks auszuweiten.

»Pfeif ihn zurück, Kophas!« forderte Macabros ihn auf.

Er schob den Priester wie einen Schild vor sich her.

Die anderen wagten nicht einzugreifen.

»Er ist… unverletzbar, nicht zu töten«, kam es über die schmalen Lippen eines anderen Priesters, der zwei Schritte abseits stand.

Wie von selbst öffnete sich eine Gasse, und der Blick zu dem Loch im Boden wurde frei.

Harry Carson wurde eben von den schleimigen Fangarmen des unheimlichen Kraken in die schwarze Tiefe gezogen und verschwand vor den Blicken Macabros und der anderen…

*

Sie wichen vor ihm zurück, als verbreite er die Pest.

»Du bist aus besonderem Holz geschnitzt«, murmelte der erblaßte Kophas hielt den Blick gesenkt und wagte es nicht, dem Mann in die Augen zu sehen, der ihn zum zweiten Mal überrumpelt hatte. »Du bist kein Mensch… nicht von dieser Welt, du bist einer der Göttlichen, einer aus dem Reich der Unerfaßbaren, der Unsichtbaren…«

»Wer oder was ich wirklich bin, Kophas – darüber reden wir später. Nicht jetzt. Gib Harry Carson frei! Sorge dafür, daß die Bestie ihn nicht verschlingt. Du hast den vielarmigen Tod aus der Tiefe

gerufen, schicke ihn wieder zurück. Ohne Opfer.«

»Das geht nicht!« stieß der hagere Mann erregt hervor!

»Es geht!«

Kophas schluckte.

Macabros ließ sich nicht verwirren. Kr nutzte das Moment der Überraschung, den Sieg, den er über das Feuer errungen hatte. Seine Unverletzbarkeit, sein Weiterleben machten ihn in den Augen der Umstehenden zu einem Geschöpf besonderer Art. Das ging über die Gesetze, die man hier kannte, und selbst die roboterhaften Finsterlinge, die in einer geheimnisvollen Fabrikhalle aus Toten ›fabriziert‹ wurden, respektierten diese Besonderheit. Keiner schleuderte einen Speer auf ihn, keiner versetzte einen Hieb mit dem Schwert. Sie hielten ihre Waffen weiterhin gesenkt…

Macabros stand am Rand des riesigen Loches. In der schwindelerregenden Tiefe sah er den riesigen, tonnenförmigen Krakenleib, die zahlreichen Fangarme, die wie unförmige Auswüchse emporragten und nochmal hochschnellten, als die wäßrig triefenden Augen des Ungetüms die neue Gestalt auftauchen sahen.

»Er wird uns zürnen, ich kann ihm das Opfer nicht verweigern«, stieß Kophas tonlos hervor. »Es gehört ihm!«

»Ich befehle dir, Kophas rückgängig zu machen, was du eingeleitet hast!«

»Unmöglich!«

»In meiner Welt, Kophas, gibt es kein ›Unmöglich‹! Was du nicht tust, werde ich tun…«

Instinktiv spürte Macabros, daß er das Gebot der Stunde nutzen mußte, um das Erstaunen der anderen Seite noch zu steigern, um große Zweifel zu verbreiten, die seine Person und die Macht jenes Götzen betrafen, der hier vertreten und mit Blutopfern zufriedengestellt wurde.

Macabros stieß Kophas zur Seite.

»Komm heraus aus deinem Loch, Bestie!« rief er in die Tiefe, während sich die schmierigen, mit Tangfäden behangenen Fangarme schon wie Zyklopenwürmer in die Höhe arbeiteten und an den glatten, feuchten Wänden des brunnenartigen Schachtes Halt fanden. »Du hast ein Opfer vergessen – hol’ es dir.«

Aus den Augenwinkeln nahm er wahr, daß kein Umstehender auch nur den Versuch machte, ihn zurückzuhalten oder gar anzugreifen.

Sie alle standen unter dem Bann von Ereignissen, die sie in Fragen und Zweifel stürzten.

Das Verhalten des fremden Mannes, der von den Priestern zum Tod durch Verbrennen verurteilt worden und unverletzt aus den Flammen herausgekommen war, faszinierte, verwirrte und lähmte sie.

Nur ein Gott war dazu in der Lage!

Und dieser Gott forderte den, dem sie stets Tribut zollten und dessen Forderungen sie erfüllten, mit klarer Stimme heraus.

»Du hast den Falschen mitgenommen! Komm, nimm' es mit mir auf…«

Macabros wußte nicht, ob seine Worte allein genügten, die stupide Bestie in der zwielichtigen Tiefe zu reizen.

Drohend schwang er das Schwert.

Aber auch damit allein begnügte er sich nicht. Er setzte alles auf eine Karte.

Da war Harrys Leben, das er durch seinen unerwarteten Blitzangriff besser zu retten hoffte als auf andere Weise, da waren seine Kraft und seine besonderen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, um die Priester und deren Anhängerschar bis in die tiefsten Schichten ihrer Seelen zu erschüttern. Sie mußten anfangen an die eigenen ›Götter‹ zu zweifeln! Wenn er versagte, wurde im Reich des Steinernen Götzen, des ›Großen Schlafenden‹, der im erstarrten Schwarzen Fluß auf seine Widergeburt wartet, nur alles noch viel schlimmer. Wenn es ihm aber gelang, zu siegen, dann würden sie ihm alle Türen öffnen. Das jedenfalls hoffte er.

Er sprang einfach, noch ehe die suchenden, zuckenden Tentakel des Riesenkraken über den Beckenrand krochen.

Macabros hielt das Schwert des Obersten Priesters Kophas mit beiden Händen umklammert.

Der Mann aus ätherischer Substanz konzentrierte sich auf das linke Auge, das groß und feucht war und böse funkelte. In der schwarzgrünen Pupille sah er sein eigenes Abbild.

Eine schlanke, sportliche Gestalt, groß, schmal in den Hüften, blond… das Schwert, dem er in diesem Spiegelbild genau entgegensprang.

Es ging alles rasend schnell.

Wie ein See lag das dunkle Krakenauge vor ihm.

Macabros wuchtete hinein, setzte seine ganze Kraft hinter den Stoß und drückte die Schwertspitze tief in das weiche, zuckende Auge…

*

Er hatte das Gefühl, zu versinken.

Wie von einem ungeheuren Sog wurde er nach vorn gerissen.

Der unförmige Leib des Kraken bäumte sich auf. Aus dem riesigen, sich öffnenden Maul kam ein langgezogener Klagelaut, der durch Mark und Bein ging.

Das Blut aus dem Auge war schwarzgrün und gallertartig, quoll in heftigen Stößen aus der Wunde, überschwemmte die zerstörte Pupille und lief zäh und ölig über den schmierigen Leib.

Die Fangarme der Bestie flogen herum, auch derjenige, in den Harry Carson eingewickelt war.

In der zwielichtigen Zone nahm der Gefesselte das Unglaubliche wahr und beobachtete den heldenhaften Kampf zwischen Macabros und dem Kraken-Gott, eine Auseinandersetzung, die für diese Welt einmalig war.

Das Ungetüm war schwer verletzt. Die Schwertspitze war in sein Hirn gedrungen und hatte wichtige Zellen zerstört. Doch es verfügte über ein zähes Leben und hatte die Kraft von drei Elefanten.

Durch den Ruck, der durch den großen Körper lief, wurde Macabros zur Seite geschleudert.

Gleichzeitig riß die Bestie jene Tentakel herum, in die Harry Carson völlig hilflos eingewickelt war.

Der Krake wollte sein Opfer noch verschlingen!

Das war seine Rache.

Das geifernde Maul, an dem wie lebende Fadenwürmer Tangfäden hingen, war groß wie ein Scheunentor.

Da verlor auch Carson die Fassung, und er schrie auf, schloß die Augen, und Macabros sah förmlich, wie sein Körper erstarrte, als würde ein hochwirksames Gift ihn augenblicklich lähmen.

Hellmarks Doppelkörper wurde durch die Luft geschleudert. Ein Fangarm schnellte aus der Düsternis auf ihn zu und umklammerte sein rechtes Bein.

Macabros kippte nach vorn, das Schwert in der Hand.

Er blickte in den schleimigen, grünrot glühenden Rachen der Bestie und sah, daß Harry Carson hineingeschoben werden sollte wie ein Laib Brot in den Ofen.

Macabros aktivierte alle Körperkraft, zu der er fähig war.

Das rasiermesserscharfe Schwert ließ ihn nicht im Stich. Die Waffe aus Kophas' Besitz hielt keinen Vergleich aus mit dem federleichten, wie von selbst aktiv werdenden ›Schwert des Toten Gottes‹, das Molochos eroberte und an einem geheimen Ort verborgen hielt. Wenn dieses menschenfressende Geschöpf dämonischen Ursprungs war, wenn Rha-Ta-N'my oder Shabb-Sodd, der Dämonenzeuger, dahintersteckten, dann hätte es sich bei der geringsten Berührung durch das ›Schwert des Toten Gottes‹ aufgelöst in seine Bestandteile.

Mit dem Schwert des Priesters aber wurde er herausgefordert zum Kampf.

Er legte seine ganze Kraft in den Hieb.

Er mußte den Fangarm treffen, der Harry Carson hielt, ehe das Ungeheuer ihn verschlang! Und der Hieb saß!

Tief bohrte sich die Schneide in das zähe Fleisch. Macabros hatte das Gefühl, eine sich windende, besonders fleischige, überdimensionale Liane zu treffen.

Ein zweiter Hieb! Er traf genau in die erste Kerbe, und der Fangarm hing nur noch an einem dünnen Muskelstrang.

Die Bestie war halb blind' vor Schmerz, Todesangst und Wut.

Sie schlug um sich. Aber irgend etwas stimmte nicht mehr mit ihrem Hirn.

Ihre Reaktionen und Aktionen erfolgten ungezielt, ungenau. Sie torkelte, zuckte wie in Krämpfen, schloß Fangarme, die nicht griffen und öffnete andere, die Macabros und Carson hielten!

Diese Verwirrung kam Macabros entgegen.

Carson fiel. Er klatschte auf den vorgestülpten Bauch des Ungetüms, das aus einem unerfindlichen Grund auch sein Maul verschlossen hatte.

Macabros fiel dumpf auf den Kopf – und brachte den dritten und letzten Stich an.

Der Todesstoß!

Der durchbohrte auch das zweite Auge.

Ein letzter Ruck ging durch den massigen Leib.

Dann sanken die Fangarme seitlich weg, und der wuchtige Körper fiel in sich zusammen.

Macabros tauchte neben dem gefesselten Harry Carson auf, der von einer matt wegkippenden Tentakel weggewischt wurde wie ein welkes Blatt.

»Alles okay, Harry?« fragte er, als er sich über den Freund beugte und blitzschnell dessen Fesseln durchschnitt.

»Ich glaube, ja… ich glaube, ich träume…« Carsons Stimme klang schwach und belegt und hatte vieles von ihrer früheren Selbstsicherheit verloren.

»Über Träume können wir uns später unterhalten, Harry. Jetzt kommt's darauf an, daß wir die Burschen da oben davon überzeugen, was wir für Teufelskerle sind…«

Mit diesen Worten blickte er in die Höhe.

Etwa zwanzig Meter weiter oben war der Rand der Öffnung. Dort drängten sich die Priester und gepanzerten Finsterlinge, starrten herunter und schienen auf ein neues ›Wunder‹ zu warten…

*

Und Macabros lieferte es ihnen.

Er wußte, daß er in den Augen derer, die hier das Sagen hatten, weitere Beweise seiner ›göttlichen Herkunft‹ erbringen mußte. Wenn er dieses Abenteuer überzeugend bestand, dann war er einen großen Schritt weiter in der Legendenbildung um den Toten Gott – und vielleicht auch auf dem Weg zum ›Singenden Fahsaals‹. Die Priester wußten etwas über das geheimnisvolle Objekt, über dieses Etwas…

jeder hier in Xantilon schien etwas darüber zu wissen. Aber es waren oft sich widersprechende Hinweise, wie Macabros inzwischen festgestellt hatte.

»Kannst du aus eigener Kraft stehen, Harry?« fragte Macabros den Mann, der außer einem arg mitgenommenen Lendenschurz nichts weiter auf der Haut trug.

»Stehen ist kein Problem, Björn«, redete Carson Macabros mit dem Namen an, den er ihm genannt hatte. »Aber wie da hochkommen… dir traue ich zu, daß du kurzerhand fliegst…«

»Dazu bin ich leider nicht in der Lage. Aber mit einem Trick und einigem Glück kommen wir auch die Wand hoch, ehe das Untier absäuft…«

Torkelnd kam Harry Carson mit Macabros' Hilfe auf die Beine. Schweiß perlte noch auf seiner Stirn, und wirr hing ihm das Haar ins Gesicht. Er warf es mit einer ruckartigen Kopfbewegung nach hinten.

Auf dem weichen Muskelfleisch des Kraken liefen sie bis zur Wand vor.

Macabros steckte sich das erbeutete Schwert in den Gürtel und deutete auf zwei der riesigen Fangarme, die mit ihren Saugnäpfen noch an dem glatten Mauerwerk klebten.

»Es scheint ein Rest von Leben in ihnen zu sein«, sagte Macabros. »Nutzen wir es aus, ehe auch es vergeht…«

Er umklammerte eine Tentakel, stellte zu seiner Erleichterung fest, daß der schenkeldicke Strang festen Halt hatte und reichte Harry Carson dann die Hand, während er sich selbst mit beiden Beinen festklammerte wie ein Affe.

Carson fehlte die Kraft. In den letzten Stunden war zuviel auf ihn eingestürmt.

Er sagte kein Wort, als Macabros kraftvoll und elegant nach oben kletterte und ihm dabei noch behilflich war, die Kletterpartie ohne Zwischenfall zu überstehen.

Die Priester und Finsterlinge wichen zurück, als Macabros' Finger den Rand der Beckenöffnung erreichten.

Zuerst sorgte Macabros dafür, daß Harry Carson festen Stand unter die Füße bekam.

Dann folgte er.

Kein Angriff. Kein Laut. Keine Bewegung…

Nur – stille, stumme Bewunderung.

Auch Harry Carson konnte sich diesem Gefühl nicht verschließen.

»Ich glaube, es ist doch alles ein Traum«, sagte er abwesend. »Nur im Traum… kann man solche ungeheuerlichen Dinge erleben, nur im Traum entrinnt man Gefahren wie diesen… was für ein Mensch bist du? Wer bist du wirklich? Bist du überhaupt ein Mensch – oder siehst du nur so aus?« Er gab sich die Antwort selbst. »Nein«, fügte er hinzu,

»nein – du bist kein Mensch. Ich wollte es nie wahrhaben. Aber es gibt sie wirklich, die Fremden, die man die Götter nennt, die über Kräfte und Fähigkeiten verfügen, die ein normaler Mensch eben nicht hatte… du bist ein Gott!«

»Nein, sag so etwas nicht. Ich bin ein Mensch, Harry… ein Mensch wie du…«

Er sagte es in englischer Sprache.

Carson schüttelte den Kopf.

»Nein…, ich kann dir nicht glauben. Ich habe zuviel gesehen, zuviel erlebt… diese Kraft… du scheinst nie und nimmer zu ermüden… dir kann Feuer nichts anhaben, dich kann ein Schwert nicht fällen…«

»Später, Harry. Später werde ich dir alles erklären. Und du wirst verstehen…«

Er wurde unterbrochen.

Etwas Ungewöhnliches geschah.

Kophas, der ›Oberste Siegelbewahrer‹, der ›Wiederbringer‹, wie er sich selbst bezeichnete, ging plötzlich in die Knie und fiel vor ihm nieder.

Er drückte seine Stirn auf den glatten, feuchten Boden.

»Befiehl uns, und wir werden dir folgen. Du bist unser Meister… du hast uns bewiesen, daß deine Macht groß ist, daß die Symbole des Großen Schlafenden und der Schlafende selbst dich nicht bezwingen können.« Und in der alten Sprache von Xantilon sagte er praktisch das Gleiche, das wenige Sekunden auch Harry Carson zu Macabros gesagt hatte. »Du – bist ein Gott. Wir sind deine Werkzeuge. Sprich, was du von uns erwartest, und wir werden alles für dich tun...«

Er konnte es nicht fassen.

Die Situation hatte sich um hundertachtzig Grad gedreht!

Er war kein Feind mehr, kein Ausgestoßener. Er wurde bewundert und verehrt.

Unwillkürlich drängten sich ihm Bilder auf, wie sie in einigen tausend Jahren überall auf der Erde der Geschichte der Menschheit eingehen sollten.

Da tauchten fremde Männer auf der Erde auf. Es sollen Götter von den Sternen sein, geht die Kunde durch das Land.

Sie sind weiß, fliegen auf Wolken und geheimnisvollen Fahrzeugen und töten ihre Feinde mit Blitzen.

Die Bilder glichen sich auf frappierende Weise.

Fremde von den Sternen wurden verehrt. Man fiel ihnen zu Füßen, denn die Menschen jener Zeit, die in zehn- oder zwölftausend Jahren auf der Erde leben würden, waren noch primitiv, die Fremden von den Sternen aber entstammten einer hochentwickelten Kultur, von der sie möglicherweise einiges auf der Erde zurückließen, das die

Entwicklung des homo sapiens beeinflußte. Kühne Theorien, von Amateurforschern wie von an der Thematik interessierten Schriftstellern vertreten, fanden selbst hier in der fernsten Vergangenheit der Erdgeschichte Beweise für ihre Vermutungen.

Kophas und seine sechs Unterpriester selbst waren Zeuge für die kühnen Theorien. Besuch aus dem Weltall, havarierter Raumfahrer, die die Menschen lehrten, beeinflußten, unter ihre Abhängigkeit zwangen und verhinderten, daß sie sich frei entwickelten.

Dies war eine negative, bösartige Form der ›Götter aus dem All‹… Oder sie waren selbst Abhängige, weil sie nun begannen, Macabros als einen anderen ›Gott‹ anzuerkennen…

Einer nach dem anderen fiel auf die Knie, nachdem Kophas den Anfang gemacht hatte.

Sogar die schwarzgepanzerten ›Ritter‹, die Finsterlinge von Krosh, folgten. Ihre Rüstungen schepperten, es klirrte, als ihre Speere und Schwerter den steinernen Boden berührten.

Dazwischen standen nur noch zwei Männer aufrecht. Harry Carson und Macabros. Beide blond. Der eine schweratmend, erschöpft, der andere wie ein junger Hüne, ein Gott, dem man die Anstrengungen und Belastungen der letzten Stunden nicht anmerkte.

Macabros verbrauchte sich nicht, solange Björn Hellmark, der Körper, aus dem er entstand, noch lebte.

Doch Macabros wußte nur zu gut, daß das Blatt sich sehr schnell wieder zu seinen Ungunsten ändern konnte.

Wenn Molochos, der Dämonenfürst, sich entschloß, Hellmark zu töten – dann gab es auch Macabros nicht mehr, jenes Spiegelbild von Hellmarks Körper.

Und wenn es Macabros nicht mehr gab, würde sich auch in dieser Zeit, in dieser Welt, in die das Schicksal ihn verschlagen hatte, nichts so schnell mehr ändern.

Er mußte die Gelegenheit nutzen, solange sie sich ihm bot.

Er hatte im Moment alle Trumpfkarten in der Hand.

Er konnte das Geheimnis der Herkunft der Priester, des >Großen Schlafendem, der wahren Macht ergründen, die hier wirkte.

Nur schnell mußte es gehen, ehe andere Bedingungen eintraten…

*

Monsieur Henri zog den Kopf zwischen die Schultern und riß unwillkürlich in instinktiver Abwehrbewegung beide Arme in die Höhe.

»He!« rief der kleine Franzose. »Wie kommst du den hier herein? Ich hab’ zwar ’ne ganze Menge zu bieten, aber ein paar alte Saatkörper halt’ ich nicht vorrätig…«

Er spürte den Flügelschlag der Krähe über seinem Kopf.

Mit für sein Alter erstaunlicher Wendigkeit warf sich der Antiquitätenhändler herum.

Mit heftigem Flügelschlag wirbelte der große schwarze Vogel auf das oberste Regal und duckte sich. Es schien, als bereite er einen neuen Angriff vor.

Die Augen des Mannes verengten sich.

Mit dem Vogel stimmte etwas nicht. Konnte es sein, daß Vögel an Tollwut erkrankten?

Er verhielt sich absonderlich. Das Gefieder der Krähe war aufgeplustert, der Vogel wirkte dadurch um so größer.

Monsieur Henris Augen befanden sich in stetiger Bewegung.

Eine Krähe mitten in Paris!

Das war schon ein Naturwunder.

Auf den Feldern außerhalb der Stadt konnte man sie noch sehen, aber nicht hier im Zentrum der Stadt. Von dort hatten sie sich ganz zurückgezogen.

Es mußte sich um einen zahmen Vogel handeln, einen, den irgendwo ein tierlieber Zeitgenosse in seiner Wohnung im Käfig gehalten hatte. Der Vogel war daraus entkommen. Nur diese eine Erklärung war logisch.

Der Vogel, aufgeregt in fremder Umgebung, ein Mensch, den er nicht kannte… Vielleicht war dies der Grund für seine Angriffslust und nicht irgendeine Erkrankung, wie er vermutete.

Der Mann ließ den Vogel nicht aus den Augen.

Er streckte die Hand nach ihm aus, hielt die offene Handfläche hin.

»Komm«, lockte er mit ruhiger Stimme. »Du brauchst keine Angst zu haben vor mir… ich tu' dir nichts. Ich möchte nur wissen, wie du hier hereinkommst…«, fügte er im Selbstgespräch hinzu.

Die Fenster waren alle geschlossen.

Als das Paar vorhin gekommen war, mußte die Krähe unbemerkt mit hereingehuscht sein. Ob der Vogel dem glatzköpfigen Mann und seiner Begleiterin gehörte? Aber wenn das Tier zahm war und sie begleitet hatte, dann würden die beiden wohl schnellstens zurückkommen, wenn sie den Verlust bemerkten.

Drei Minuten vergingen… fünf Minuten…

Draußen brandete der Verkehr durch die Straßen, Passanten gingen am Geschäft vorüber, einige nur warfen einen flüchtigen Blick auf die im Schaufenster ausgelegten Sachen. Niemand kam herein. Vor allem auch die beiden letzten Besucher nicht, denen er die Krähe zusprach.

Der Vogel hüpfte auf ein anderes Regal, kam ihm ein wenig näher und musterte ihn weiterhin.

Dieser Blick ging ihm durch und durch, und im stillen schalt sich

Monsieur Henri einen Narren, daß er das Angstgefühl nicht unter Kontrolle brachte. Die Angst wurde ausgelöst durch den Blick der kalten Augen… Der Vogel schien ihm bis auf den Grund seiner Seele zu sehen, und Monsieur Henri fröstelte.

Und als das Ereignis eintrat, wußte er, daß sein Gefühl ihn nicht getragen hatte.

»Nicht ich muß dich fürchten, sondern du mich. Wenn du tust, was ich von dir verlange, wird dir kein Haar gekrümmt…«

Der Antiquitätenhändler erstarrte. Kalter Schweiß brach ihm aus.

Der Vogel sprach mit ihm!

*

Der Franzose schluckte.

Er hatte das Gefühl, der Boden unter seinen Füßen würde sich öffnen.

Monsieur Henri mußte sich an der Kante seines Verkaufstisches festhalten.

Er zweifelte an seinem Verstand und hörte schon Dinge, die nicht sein konnten! Mit zittriger Hand fuhr er sich über die Stirn.

»Du… kannst… reden?« fragte er tonlos. Die Worte kamen mechanisch über seine Lippen.

»Warum sollte ich es nicht können?« reagierte die Krähe eisig. Sie hüpfte ein weiteres Regal tiefer und befand sich genau ihm gegenüber in Augenhöhe. »Was ich dir zu sagen habe, wird dich interessieren! Hör' mir gut zu! Ich habe nicht viel Zeit. Zwei Fremde waren hier – ein Mann und eine Frau. Er hatte eine Glatze und braune Haut. Der Mann war Inder. Die Frau war noch sehr jung, schwarzhaarig und sehr schön…«

Er wußte sofort, von wem die Krähe sprach: Von den beiden Besuchern, die vor wenigen Minuten sein Geschäft verlassen hatten, Rani Mahay und Danielle de Barteaulieé.

Mechanisch nickte Monsieur Henri. Es wurde ihm nicht bewußt.

»Die Kleider, die der Fremde zurückgelassen hat, interessieren uns«, fuhr die Krähe fort.

»U-n-s?« dehnte der Mann das eine Wort.

»Ich bin nicht allein gekommen. Was wir vorhaben, erfordert einigen Aufwand…« Mit diesen Worten wandte der große Vogel den Kopf.

Von der Tür zum Hinterzimmer war leises Rascheln zu vernehmen. Der Antiquitätenhändler folgte unwillkürlich dem Blick des Vogels.

Der Spalt der nur angelehnten Tür war breit genug, daß ein Vogel dieser Größe durchschlüpfen konnte.

Und das taten nun auch welche.

Aus dem Hinterzimmer kamen zwei weitere Krähen, groß und schwarz, sie schienen einem geheimnisvollen Ruf zu folgen.

Monsieur Henri wußte nicht, ob er träumte oder endgültig den Verstand verloren hatte.

Die beiden neuen Krähen kümmerten sich nicht um ihn.

Sie flogen auf die Kleidung, die Rani Mahay im Tausch zurückgelassen hatte. Die eine kroch in das linke Hosenbein der violetten Seidenhose, die andere machte sich unterhalb des Ärmels der Glimmerjacke zu schaffen.

»Was hat das… alles zu bedeuten? Was – geht – hier vor?« stammelte der Mann. Schon die Tatsache, daß er sich mit den Vögeln auf einen Dialog eingelassen hatte, berührte ihn eigenartig.

Er gab sich einen Ruck und entschloß sich, gegen die unheimliche, unverständliche Szene anzugehen.

»Was tut ihr mit den Kleidern?« stieß er hervor.

»Zurück!« fuhr die Krähe ihn an, die die ganze Zeit über das Wort geführt hatte. Ihre Sprache war eisig und kalt. Er konnte sich vorstellen, daß so ein Mensch sprach, der kein Gefühl mehr kannte, der seine Seele dem Teufel verschrieben hatte und dem Bösen huldigte…

»Verschwindet!« zischte der Mann, »’raus aus meinem Laden!«

Ein leises, häßliches Lachen antwortete ihm. »Nicht du bestimmst, was hier geschieht, sondern wir tun, was wir tun müssen, um den Lauf der Dinge zu beeinflussen«, bekam er scharf zu hören.

Monsieur ballte die Fäuste.

Was hier geschah, ging nicht mit rechten Dingen zu.

Teufelsspuk!

Dieses Pärchen hatte etwas zurückgelassen, was ihn auf irgendeine Weise beeinflußte, seine Sinne betäubte und ihn Dinge sehen und hören ließ, die es nicht gab.

Aber – was war der Grund? Was wollten die Fremden von ihm?

Es wurde ihm nicht bewußt, daß er diese Frage zornig unwillkürlich an die Krähe richtete.

»Sie – wollen nichts von dir«, klang es spöttisch zurück. »Aber wir! Hindere uns nicht daran, wenn du weiterhin so leben willst wie bisher. Zurück von den Kleidern des Mannes! Rühre sie nicht an!«

Er war zwei Schritte nach vorn gegangen, um die großen, schwarzen Vögel aus Jackett und Hose zu vertreiben.

Er sah das aufgebauschte Hosenbein, den Ärmel, in dem es zuckte, als enthalte er eigenartiges Leben.

Wie elektrisiert blieb der Mann stehen.

Da tauchte ein Schatten an der Eingangstür auf. Ein Gesicht drückte sich an das verschmierte Glas.

Monsieur Henri fiel ein Stein vom Herzen.

Gott sei Dank! Es kam jemand, um ihn aus einem Alptraum zu befreien…

*

Das Läuten der hellen Glöckchen kam ihm vor wie Engelsmusik: Endlich ein vertrauter Laut, nicht mehr die helle, unangenehme Stimme aus dem Schnabel der Krähe.

Der Antiquitätenhändler atmete auf. Er löste sich vollends von der Verkaufstheke und eilte dem eintretenden Besucher dienstbeflissen entgegen.

»Bon jour, Monsieur!« sagte er freundlich. Aus seiner Stimme klang Erleichterung, als er den großen Mann auf sich zukommen sah. »Was kann ich für Sie tun?«

Der Fremde war zwei Köpfe größer als er, dunkelhaarig mit leicht graumelierten Schläfen. Er trug eine randlose Brille und machte einen sympathischen Eindruck.

»Ich bin für zwei Tage in Paris, Monsieur«, erklärte er in holprigem französisch. »Während andere sich die Sehenswürdigkeiten der Stadt ansehen und nach Einbruch der Dunkelheit das ›Moulin Rouge‹ oder ›Crazy Horse‹ aufsuchen, um sich von den Strapazen des Tages zu erholen, fröne ich einem eigenwilligen Hobby. Ich schlendere entweder weiter durch enge und schmale Gassen auf der Suche nach alten Läden, in denen eventuell das eine oder andere gute Stück zu entdecken sein könnten. Ich sammle alte Bücher, Landkarten und Handschriften aus dem frühen zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Ich kann es mir erlauben, gleich zwei Jahrhunderte zu berücksichtigen«, fügte er lächelnd hinzu. »Mein Hobby ist nicht sehr ergiebig. So viele Folianten, wie ich gern besitzen möchte, gibt es leider nicht mehr. Manchmal nur hat man Glück, ein wirklich guterhaltenes, seltenes und vor allem echtes Stück zu erwerben. Ich stöbere stundenlang in Antiquitätengeschäften und Buchhandlungen herum. Jetzt habe ich Ihr Unternehmen durch einen Zufall entdeckt. In Nachlässen kann man manchmal einen Band, eine Karte, ein Pergament entdecken… haben Sie so etwas?«

Der Franzose erkannte am Akzent, daß es sich um einen Deutschen handelte.

Monsieur Henri hatte nur mit halbem Ohr zugehört.

»Ja, Bücher und Landkarten gibt’s ’ne Menge in meinem Laden. Aus welchem Jahrhundert sie stammen – das weiß ich allerdings nicht so genau. So präzise ordne ich die Dinge nicht. Obwohl es sich bestimmt rentieren würde. Wenn die eine oder andere Kostbarkeit wirklich darunter ist, wird mir das gar nicht so bewußt. Ich scheue einfach die Arbeit. Vielleicht ist es auch so, daß ich Leuten wie Ihnen

das Vergnügen geben will, echt noch etwas zu entdecken. Hier haben Sie die Chance!« Er deutete in die Runde. »Bücher in Hülle und Fülle. Aber bei weitem nicht alles. In einem alten, nicht mehr bewohnten Haus am Stadtrand von Paris – westlich von hier – habe ich ein Lager eingerichtet. Zwei Kellerräume voller Bücher, Atlanten, Schriften… sie müßten sich's mal ansehen…«

»Wunderbar!« Die Augen des Mannes begannen zu leuchten.

Er inspizierte einige Regale, die Monsieur Henri ihm zeigte, nahm auch das eine oder andere Buch zur Hand.

Monsieur Henri blieb an seiner Seite. Aus den Augenwinkeln kontrollierte er die Stelle, an der sich die sprechende Krähe gezeigt hatte. Dort war nichts mehr zu sehen.

Der Antiquitätenhändler war nervös. »Ich hätte eine Bitte an Sie, Monsieur«, sagte er leise, während er einen Stoß Bücher beiseite schaffte.

Wortlos sah ihn der Fremde an.

»Helfen Sie mir…«

Monsieur Henri wisperte so leise, daß der andere es kaum verstand.

»Was ist denn los?« wollte dieser wissen.

»Es ist… jemand… etwas…«, verbesserte er sich schnell, »im Laden…«

»Werden Sie bedroht?«

»Ja.«

Der Besucher wurde unruhig. Nervös sah er sich um. »Aber ich kann nichts bemerken. Will man Sie ausrauben?«

»Das ist es nicht. Es ist etwas anderes.«

Ein fragender Blick…

»Es ist nicht leicht zu erklären«, man sah dem Mann an, daß er sich schwer tat. »Da sind… Vögel im Laden…«

»Vögel?« Die Miene seines Gegenüber verzog sich zur Grimasse. Der Kunde musterte den Geschäftsinhaber mit eigenartigem Blick.

»Ja…, Krähen… sie sind entflogen… sie können sprechen…«

»Ah, ich verstehe! Sie sind sehr kostbar?!«

»Oui…« Monsieur Henri war froh, daß sich das Gespräch entwickelte, und er nun eine einigermaßen plausible Erklärung für sein Verhalten geben konnte, ohne daß der andere ihn gleich für verrückt hielt.

»Sie wollen nicht, daß sie hinausfliegen auf die Straße und…«

Der Franzose nickte. »Genauso ist es, Monsieur. Helfen Sie mir bitte, die Vögel einzufangen… es sind drei Stück.«

»Wo sind sie denn?«

Die Stimme des Touristen klang immer noch nicht fest. Man merkte ihm an, daß er ins Nachdenken geraten war. Monsieur Henri

wußte auch, weshalb. Er hatte dem anderen bestätigt, daß er praktisch bedroht würde. Aber drei entflogene Krähen in seinem Laden stellten schließlich keine Bedrohung dar.

Wenn der andere gewußt hätte, was er während der letzten Minuten vor seiner Ankunft erlebt hatte!

Doch jede Erklärung in dieser Richtung mußte lächerlich, absurd klingen. Er durfte kein Wort von einer sprechenden, ihn bedrohenden Krähe mehr sagen! Er ärgerte sich jetzt darüber, daß er einen Moment ernsthaft mit diesem Gedanken gespielt hatte.

»Sie haben sich in den Regalen und den Kleidern dort vorn versteckt. Ich bin richtig froh, jemand hier zu haben, der mir helfen kann. Ich bin nicht mehr der jüngste, Monsieur, nicht mehr so beweglich, müssen Sie verstehen…«

»Ich mach' das schon, Monsieur. Wenn Sie mir zeigen…«

Der Franzose beeilte sich, an Rani Mahays Kleider zu kommen.

Dort war alles ruhig. Nichts bewegte sich. Es scheint, als würden die großen Vögel begreifen, worum es ging. Sie machten nicht mehr auf sich aufmerksam.

Aber sie waren da. Der Händler wußte es genau. Er hatte sie gesehen.

»Sie hocken im Ärmel und in einem Hosenbein«, wisperte er. »Wir müssen sie blitzschnell zuhalten…«

»Voilà, das ist kein Problem…«, der Fremde nahm sich die Ärmel vor, Monsieur Henri die Hosenbeine.

Die großen Hände des Kunden drückten die Armlöcher zu. Da schossen die beiden schwarzen Schatten, die zu einem einzigen verschmolzen, auf ihn zu.

Sie kamen hinter der Jacke vor, hatten sich dort verborgen gehalten.

Zwei Krähen!

Ihre spitzen Schnäbel wurden zu tödlichen Waffen. Sie bohrten sich in die Augen des Mannes, der die Absicht gehabt hatte, die Krähen zu fangen!

*

Ein gurgelnder, dumpfer Schrei entfuhr der Kehle des Angegriffenen. Monsieur Henri erbleichte, als er die blutenden Wunden sah.

Die Dinge liefen derart schnell ab, daß sie kaum zu verfolgen waren. Es schien, als würden sie beschleunigt abrollen, wie durch magischen Zauber beeinflußt.

Ein dritter Schatten tauchte auf. Er stürzte sich von oben auf den Getroffenen, der nach vorn taumelte und beide Hände zitternd vor das

Gesicht schlug.

Die dritte Krähe hackte mit ihrem Schnabel in den Kopf des Mannes. Der kam zu keiner Gegenwehr mehr, zu keinem Schrei.

Er fiel der spaltbreit geöffneten Hintertür des Ladens entgegen.

Dies geschah nicht durch Zufall, sondern gezielt.

Der Fremde wurde förmlich nach vorn gerissen.

Die krallen der Vogelfüße umklammerten den Kragen des Opfers und warfen es nach vorn. Die Tür schlug mit lautem Knall an die Wand.

Auch Monsieur Henri erwischte es.

Er wußte nicht, wie ihm geschah, als er plötzlich sekundenlang den Boden unter den Füßen verlor.

Es schien, als würden unsichtbare Hände ihn emporheben.

Doch es waren die Krähen!

Mit ungeheurem Flügelschlag zogen sie ihre Leiber empor, und der schwere Mann wurde vom Boden abgehoben, als wäre er in die Fänge des legendären Vogels Greif geraten…

Der Franzose taumelte in das düstere Hinterzimmer, stolperte über den reglos am Boden liegenden Fremden und stürzte.

Ein Stuhl kippte um.

Im gleichen Augenblick wurde die Tür des Hinterzimmers ins Schloß geschlagen.

Durch ein kleines quadratisches, vergittertes Fenster unterhalb der Decke fiel trüb das Tageslicht aus einem Hinterhof in das überladen eingerichtete Zimmer.

Auf einem alten, wuchtigen Schreibtisch stapelten sich Aktenhefter und mit Notizen übersätes Papier.

Monsieur Henri atmete schnell. Schweiß perlte auf seinem Antlitz.

»Monsieur«, keuchte er, mit weitaufgerissenen Augen auf den Mann am Boden starrend. Der Fremde hatte ihm das Gesicht abgewandt.

Der Franzose drehte den Mann herum, starrte in die blutenden Augenhöhlen, und ein grauenerfülltes Stöhnen kam über seine Lippen.

Der Mann atmete nicht mehr! Er war tot…

»Du wirst das gleiche Schicksal erleiden, wenn du nicht tust, was wir von dir verlangen«, vernahm er die helle, unangenehme Stimme dicht neben sich. Die große schwarze Krähe sprach wieder. »Laß dir das, was geschehen ist, eine Warnung sein…«

Der Mann wollte etwas sagen, doch seine Stimme versagte ihm den Dienst.

»Laß uns die Arbeit beenden«, fuhr die Krähe fort, »mache niemand auf uns aufmerksam, solange wir uns in deiner Nähe aufhalten. Dann wird dir nichts passieren. Doch dieses Angebot gilt nur, wenn du tust, was ich von dir verlange und erwarte.«

»Und… was ist das?« fragte Monsieur Henri mit Grabesstimme.

»Es geschieht etwas mit den Kleidern des Mannes. Wer im Lauf dieses Tages auch immer kommen und dafür Interesse zeigen mag – du wirst sie niemand verkaufen, gleich, welchen Preis man dir auch bietet. Du wirst sie an den Mann zurückgeben, der sie dir gebracht hat. Und du wirst ihn darum bitten, sich doch in den Kleidern vorzustellen. Du möchtest ihn einfach darin sehen… wenn du das tust, wirst du den größten Preis dafür erhalten, der möglich ist. Ich schenke dir dein Leben…«

*

Der Mann, der den gewundenen Pfad entlangkam, war verschmutzt und ungepflegt. Er sah aus, als wäre er seit Tagen unterwegs. Solange schien er sich auch nicht gewaschen zu haben.

Doch dieser äußere Eindruck täuschte.

Der Landstreicher kam direkt von der unsichtbaren Insel Marlos.

Rani Mahay hatte nach dort zurückkehren müssen, um den Sprung in die Nähe des ›Hotel Fraque‹ vorzunehmen.

Absichtlich hatte er dabei mehr als zwei Kilometer von dem fragwürdigen Gebäude materialisiert, um seinen ›Fußmarsch‹ so echt wie möglich zu gestalten.

Mahay war allein.

Jeder, der ihn sah, würde dies bestätigen.

Doch der Eindruck täuschte.

Danielle de Barteaulieé und Jim, der Guuf, waren in seiner Nähe.

Mit Danielle und Jim war ausgemacht, daß Sie sich gut in der Nähe des Hotels verstecken und seine Annäherung dort beobachten sollten.

Für den Fall, daß Madame Fraque vorgewarnt war, und Danielles Hexenkräfte im Notfall nicht ausreichten, konnte Jims unerwartetes Auftauchen ihm unter Umständen die notwendige Luft verschaffen, die er benötigte.

Jim sah nicht aus wie ein Mensch.

Er hatte das Äußere eines Guuf.

Die Guuf hatten kahle Schädel, kugelrunde Köpfe, auf dem von der Schädelmitte bis zum Nacken hinab ein hornartiger Kamm wuchs. Die runden Augen und der breite, bis auf Höhe der Ohren reichende Mund waren weitere typische Rassenmerkmale. ›Ohren‹ im herkömmlichen Sinn hatte ein Guuf nicht. Nur feinste Löcher gab es dort anstelle der Muscheln, in denen das Gehör saß.

Ein Guuf sah dämonisch aus. Und darauf setzte Mahay im Notfall seine Chance. Vielleicht ließ sich Charmaine Fraque vom plötzlichen Auftauchen eines solchen Geschöpfes so verblüffen, daß sie einen

Moment unachtsam war und elementare dämonische Kräfte nicht voll wirksam einsetzte.

Für Danielle und Jim – dafür hatte Rani gesorgt und alles mit ihnen genau abgesprochen – bestand keine unmittelbare Gefahr. Solange sie von Madame Fraque und ihren unsichtbaren Hausgästen unbemerkt blieben, konnte ihnen nichts geschehen.

Rani Mahay war nicht wieder zu erkennen.

Selbst Menschen, die Tag für Tag mit ihm zusammen waren, würden ihn nicht erkannt haben.

Der Inder trug eine schwarze Langhaarperücke, darüber einen speckigen Schlapphut, den er tief in die Stirn gezogen hatten. Was er sonst auf dem Leib hatte, machte den Landstreichern, den Clochard, als der er auftreten wollte, perfekt.

Ein struppiger Bart, zu dem er sich zuletzt entschlossen hatte, machte es ganz unmöglich, daß man in ihm den Mann wiedererkannte, der eine Nacht zuvor in dem alten Hotel ein unheimliches Erlebnis gehabt hatte.

Jede Szene, die er dort sah, stand noch deutlich vor seinem inneren Auge.

Die unheimlichen Gestalten aus den Zimmern…, die Macht der Charmaine Fraque, die sich Rha-Ta-N'my und Molochos zugehörig betrachtete. Sie liebte es, sich der Elemente zu bedienen. Sie konnte Schnee und Eis entstehen lassen, Feuersbrünste und Hitzewellen entfachen, im Innern ihres Hauses die Weite einer schneebedeckten Arktis ebenso hervorrufen wie die Trockenheit und Gluthitze einer Wüstenlandschaft…

Sie konnte Macabros in der Kälte erstarren oder in der Hitze vertrocknen lassen.

Das Hotel war eine Todesfalle.

Und das Geheimnis dieser Todesfalle wollte er ergründen, denn es hatte mit Molochos zu tun. Molochos war ihr Erzfeind und momentan die Hauptfigur in einem undurchsichtigen Dämonenspiel, das Carminia Brado und Björn Hellmark an den Rand der Vernichtung gebracht hatte.

Molochos hatte das Leben der Freunde in der Hand. Wenn er sich dazu entschied, den hauchdünnen Faden zu kappen, an dem Carminias und Björns Existenz noch hing, dann gab es für sie keine Rückkehr mehr.

Von hier aus wollte Mahay mit seinen Helfern neue Wege und Möglichkeiten ergründen, um so sicher und so schnell wie möglich über das wahre Schicksal und eventuelle Rettungsversuche der im Ewigkeits-Gefängnis ausharrenden Freunde zu erfahren…

Der Inder lief nach vorn gebeugt und schien Schwierigkeiten zu haben mit jedem weiteren Schritt, den er ging.

Doch genau das Gegenteil war der Fall.

Rani war frisch und ausgeruht, und seine Sinne waren aufs äußerte gespannt.

Nichts entging ihm.

Auch die Krähen nicht, von denen immer wieder welche in seiner Nähe auftauchten, die am Wegrand hockten oder die Felder nach Beute absuchten.

Einige sahen ihn mit dunklen, glitzernden Augen an.

Schon am Morgen war ihm aufgefallen, daß es in dieser Gegend sehr viele Krähen gab. Es hing mit den fruchtbaren Feldern dieser Landschaft zusammen, sagte er sich. Daß es auch einen anderen Grund haben könnte, daran dachte er nicht…

Mahay sah den Hügel vor sich, auf dem die Akazien standen, hinter denen das Hotel und die Nebengebäude einschließlich Wohnhaus der Madame Fraque lagen.

Ein steiler, mit Treppen versehener Pfad, führte hinauf.

Rani Mahay wischte sich über die Stirn, fuhr durch sein verfilztes Haar und setzte dann seinen Weg fort. Er fand seinen Aufzug und sein Verhalten selbst lächerlich, doch er wußte auch, daß er nur so und nicht anders eine Chance hatte, etwas zu erfahren, was lebenswichtig war für Menschen, die er liebte.

So kam der Inder schließlich droben auf dem Hügel an.

Alles war unverändert.

Das Anwesen lag so ruhig wie beim ersten Mal. Nur, daß er es jetzt in vollem Tageslicht erlebte…

Langsam und müde kam er beim Hotel an, klopfte an das Hauptportal und wollte es öffnen.

Ein Hotel, das bewirtschaftet wurde, hatte offene Türen.

Dieses Gebäude hatte sie nicht…

Fast war Rani Mahay darauf vorbereitet gewesen. Doch er mußte den Ahnungslosen spielen, für den Fall, daß er beobachtet wurde.

Verwirrt blickte er sich um, schlurfte dann gemächlich über den freien Platz bis zum Wohnhaus und betätigte dort die Klingel.

Er wußte, daß hinter dem Hotel ein weiterer Eingang lag. Durch ihn war er letzte Nacht gekommen. Ebenso wie die junge Claudia Sevoir, die ein Opfer der vampirischen Madame Fraque geworden war. Es juckte ihn in den Fingern, um das Gebäude herumzugehen. Aber er unterließ es. Damit hätte er sich verdächtig gemacht.

Das Klingeln im Haus verhallte.

Hier oben herrschte eine weltabgeschiedene Ruhe. Die Leute, die in der Vergangenheit hierhergekommen waren, um ihren Urlaub zu verbringen, hatten echte Erholung erfahren.

Doch die alte Madame Fraque nahm nur noch befreundete Gäste auf, wenn es eine Notwendigkeit war.

Die alte Madame… unwillkürlich verzogen sich Mahays Mundwinkel bei diesem Gedanken. Es gab keine alte Madame Fraque mehr. In der Nacht hatte sie einem jungen Mädchen das Leben ausgesaugt, war selbst wieder jugendlich und blühend geworden durch die Hilfe der Dämonen, denen sie ein Reich in ihrem Haus aufzubauen geholfen hatte.

War überhaupt jemand anwesend? War das Haus verlassen?

In diese Gedankengänge hinein mischte sich das Geräusch sich nähernder Schritte.

Hinter der Haustür rumorte es. Ein Riegel wurde zurückgeschoben.

Auf der Schwelle, gebeugt vom Alter ihrer Jahre, stand eine Frau. Sie stützte sich auf einen Stock, weil ihr das Laufen schwerfiel.

»Oui, Monsieur? Sie wünschen?« fragte die Alte, und Rani Mahay mußte an sich halten, sich durch ein Zusammenzucken oder leisen Überraschungsruf nicht zu verraten.

Die schwache und kranke Frau war über achtzig, am Ende ihres Lebens, und es war niemand anders als Madame Fraque, die er so nicht erwartet hatte wiederzusehen!

*

»Madame?« fragte er leise. »Ich bin auf der Durchreise… hab' zufällig das alte Hinweisschild am Wegrand entdeckt. Ich bin seit Stunden unterwegs…« Rani Mahay sprach mit verstellter Stimme und nuschelte in seinen Bart. Er hatte das verschnürte Bündel, in denen sich ein paar notwendige Habseligkeiten befanden – trockenes Brot, eine Flasche Wermut, eine fette Wurst – auf den Boden gestellt. »Ich habe seit gestern nichts gegessen… hätten Sie eine Kleinigkeit für mich? Es braucht nicht umsonst zu sein…«, fügte er rasch hinzu, noch ehe die Frau auf der Türschwelle ihm antworten konnte. »Ich bin bereit, dafür zu arbeiten… es gibt bestimmt Arbeit im Haus, die ich für Sie verrichten könnte. Den Hof fegen… etwas reparieren… Holz hacken…«

Er wirkte sehr armselig und bemitleidenswert. Ob es sein äußeres Bild war, das sie ansprach oder ob sie etwas in ihm erkannte – Mahay wußte es nicht. Er hörte ihre Worte.

»In Haus und Hof ist immer etwas zu tun, Clochard«, antwortete sie mit schwacher Stimme. Sie war so kraftvoll wie in jener Nacht, als sie sich zum Sterben begeben hatte. »Und an meinem Tisch ist immer Platz für jemand, der Hunger und Durst hat… aber halt«, wies sie ihn zurück, als er Anstalten machte, einen Schritt auf sie zuzugehen. »Nicht über die Türschwelle meines Hauses! Läuse und Flöhe möchte ich mir von dir nicht einhandeln. Ich bringe dir etwas zu essen. Und an einen Tisch kannst du dich auch setzen. Drüben, im ehemaligen

Speiseraum des Hotels, stehen genug herum. Sie werden ohnehin seit langem nicht mehr benutzt. Es gibt hier keine Gäste mehr… geh' schon mal 'rüber… Ich komme gleich nach. Ich sage dem Mädchen Bescheid, es soll dir öffnen…«

*

Rani nahm auch diese Worte scheinbar hin. Er ließ sich seine Überraschung nicht anmerken.

Charmaine Fraque hatte noch ein Mädchen?

Es kam einiges zusammen, das er nicht richtig einordnen konnte.

Er mußte zugeben, daß die alte Hotelinhaberin ihn erneut strapazierte.

Noch in der letzten Nacht hatte sie sich als mordgieriger Vamp entpuppt, jetzt aber trat sie als alte, hilfsbedürftige Krau auf.

Was stimmte?

Wurden ihm Trugbilder vorgegaukelt, die er nicht als solche erkennen konnte?

Nur eine ›Darstellung‹ konnte schließlich die richtige sein.

Aber – welche?

»Vielen Dank für Ihre Güte, Madame«, sagte er leise, griff nach ihrer Hand und küßte sie. »Der Herr wird es Ihnen vergelten…«

»Ja, ja, schon gut«, beeilte Madame Fraque sich zu antworten. »Geh nur hinüber… Und was das Holzhacken und die Aufräumungsarbeiten anbelangt, darüber sprechen wir noch… der Vorschlag, ist gar nicht so übel. Hier im Haus fehlt ein Mann. Hände, die zupacken können, die können wir schon gebrauchen. Fragt sich nur, ob du auch kräftig genug bist, um…«

»Aber ja!« fiel er ihr schnell ins Wort. »Im Moment bin ich etwas müde. Kein Wunder… Ich habe seit zwei Tagen kaum etwas gegessen und bin viel unterwegs gewesen. Wenn ich mich ein bißchen ausruhen kann, dann wird es schon wieder gehen. Ich arbeite schnell und gut…«

»Na ja«, überzeugend klang das nicht, »wir werden sehen…«

Mit einer herrischen Geste deutete sie auf den Eingang des Hotels. »Geh' schon mal rüber…«

Mahay spielte seine Rolle geschickt und perfekt weiter.

Auf der anderen Seite des Hügels waren Danielle und Jim postiert. Danielle konnte jeden Quadratmeter Boden zwischen Wohnhaus und Hotel überblicken, während Jim den Hinterausgang im Auge behielt.

Sie selbst konnten nicht gesehen werden.

Mahay lief langsam, bewegte sich schwerfällig wie ein alter Mann, der Schwierigkeiten mit dem Gehen hatte.

Er fragte sich, was für ein Spiel hier gespielt wurde. Die Begegnung mit Madame Fraque war anders verlaufen, als er sie sich vorgestellt

hatte. Mahay war der Überzeugung gewesen, daß die Hotelinhaberin sich tagsüber verleugnen ließ – und nächtens dann ihr vampirisches und dämonisches Unwesen trieb. Zusammen mit all ihren ebenfalls tagsüber unsichtbaren Gästen.

Er versuchte die Bilder beiseite zu schieben, die sich ihm aufdrängten. Er sah die tote Camilla Davis im Innern des Hauses vor sich auf dem Boden liegen und erlebte in Gedanken nochmal die grauenvolle Schneenacht, den Tanz der unheimlichen Gespenster, die in einem Zwischenreich lebten, und die Madame Fraques Gäste waren. Wie sahen die Zimmer aus, in denen sie sich aufhielten? Waren sie besonders gestaltet? Was verbarg sich hinter den verblaßten, verwitterten Fensterläden, die ganz offensichtlich nie geöffnet wurden? Er hätte es zu gern gewußt. Und er wußte auch, daß er alles daransetzen würde, um einen Blick in die dunklen, geheimnisumwitterten Räume zu werfen. Er mußte nur den geeigneten Zeitpunkt abwarten.

Rani Mahay war noch drei Schritte von den abgetretenen Sandsteinstufen entfernt, als sich knarrend die Eingangstür des Hotelgebäudes öffnete.

Mahay hob den Blick – und erlebte innerhalb der letzten drei Minuten eine weitere Überraschung.

Das Mädchen, das in der letzten Nacht gestorben war, dessen Leben Madame Fraque ausgesaugt hatte, stand förmlich lächelnd und gesund vor ihm.

Claudia Sevoir!

*

Fast hätte er ihren Namen genannt.

»Kommen Sie herein, Monsieur!« rief das junge Mädchen. Sie trug einen engsitzenden, aufreizenden Pulli. »Madame hat sie schon angekündigt.«

Claudia öffnete die Tür weit, so daß das Sonnenlicht tief in den langen, modrig riechenden Korridor eindringen konnte. »Das Wetter ist herrlich heute, nicht wahr?«

»Ja, mein Kind…«, murmelte Mahay. »Es ist schade um jede Minute, die man im Haus verbringen muß. Deshalb liebe ich die Freiheit und die Natur so sehr.«

»Wenn Sie draußen essen wollen, stelle ich Ihnen gern einen Tisch und einen Stuhl hinaus, Monsieur.«

»Nein, nein. Bitte keine Umstände.«

»Aber das sind keine Umstände, Monsieur. Ich tu’s gern.«

Mahay schüttelte den Kopf. »Vielen Dank für das Angebot.« Soviel Entgegenkommen war fast verdächtig. Et mußte auf der Hut sein.

Madame Fraque… und Claudia…

Die eine hatte eine Affinität zur anderen.

In der letzten Nacht hatte Madame Fraque ihm offen gesagt, daß das Mädchen aus Cereste seit frühester Kindheit von ihr als Opfer auserkoren war. Der Welt gegenüber hatte Charmaine Fraque stets eine gütige und hilfsbereite Maske aufgesetzt. In Wirklichkeit aber war sie eine Teufelin, eine dämonische Persönlichkeit, vergiftet vom Gedankengut Molochos' und Rha-Ta-N'mys.

Claudia Sevoir war ohne ihr Wissen vorbereitet worden. Sie durfte das zwanzigste Lebensjahr nicht erreichen. Ihre Jugend und Schönheit war für die Greisin Madame Fraque reserviert. Und mit dämonischer Hilfe und Kraft war letzte Nacht der für Claudia tödliche Ritus vollzogen worden.

Aber nun war sie wieder da.

Frisch, jung und unbeschwert.

Eins stand fest: er wurde in die Irre geführt, wußte aber nicht, ob gezielt oder ob Madame Fraque jedem Besucher, der unerwartet oder erwartet hier oben auftauchte, dieses Schauspiel vorführte. Sie mußte sich schützen und der Welt weiterhin ein Schauspiel bieten…

Langsam fing Rani an zu zweifeln, ob in der Nacht wirklich alles so abgelaufen war, wie er es in Erinnerung hatte. Vielleicht waren ihm da schon Trugbilder vorgegaukelt worden – und jetzt erlebte er die Wirklichkeit.

Vielleicht war auch die alte, allgemein beliebte Dame selbst ein Opfer der Ereignisse in ihrem Haus, ein Spielball in den Händen dämonischer Mächte, konnte sich nicht befreien aus diesem Teufelskreis und war eine Gefangene dieses Ortes. Auch diese Überlegung ging ihm durch den Kopf.

Alles war möglich. Er mußte sich Gewißheit verschaffen…

Claudia Sevoir ging ihm voran. Sie hatte einen aufregenden Gang, und er konnte verstehen, daß die Männer in Cereste verrückt nach der Kleinen waren, von der man sagte, daß sie es ihren Verehrern auch ziemlich leicht machte.

Das Speisezimmer lag hinter der ersten Tür links nach dem Eingang.

Die Fenster waren hoch und schmal, und der Blick führte von hier aus weit über das Land.

Mahay nahm direkt an einem Fenstertisch Platz. »Ich hab' die Auswahl«, sagte er fröhlich. »Bevor die anderen Gäste kommen…«

Claudia fiel in sein leises Lachen mit ein.

»Warten Sie einen Moment, Monsieur… Ich bin gleich zurück.«

Leichtfüßig eilte sie davon. Sie blieb noch keine drei Minuten fort und kehrte mit einem großen, hölzernen Tablett zurück, auf dem ein Brotkorb, zwei Teller, eine Tasse und zwei Kannen standen. In der

einen war heiße Milch, in der anderen Kaffee.

Zur Auswahl standen Wurst, Käse und Marmelade. Das Brot war ofenfrisch und knusprig.

Rani schlug die Hände über dem Kopf zusammen. »Solche lukullischen Köstlichkeiten habe ich schon lange nicht mehr genossen«, sagte er. Seine Begeisterung war nicht mal gespielt. Der Speisezettel auf Marlos sah in der Tat ein wenig anders aus. Französisches Weißbrot stand dort nicht auf dem Speiseplan.

»Dann lassen Sie es sich schmecken«, sagte das Madchen zu ihm.

»Worauf Sie sich verlassen können…«

Claudia Sevoir stand neben ihm und beugte sich etwas über den Tisch, um den Korb mit dem Brot weiter herumzustellen.

Und dabei bemerkte Mahay etwas.

Claudias Hand berührte nur scheinbar den Henkel. Ihre Finger – gingen durch ihn hindurch.

Claudia Sevoir war nicht aus Fleisch und Blut – sondern ein Geist!

*

Rani Mahay reagierte sofort.

Seine Rechte schnellte nach vorn und umfaßte das Handgelenk des jungen Mädchens.

Und es war, wie er vermutete und befürchtete:

Er fand keinen Widerstand, er konnte das Handgelenk Claudia Sevoirs nicht umfassen!

Seine Finger gingen durch ihre Haut und ihre Knochen hindurch!

Er griff ins Leere, und die Gestalt löste sich im gleichen Augenblick auf, da er ihr Geheimnis erkannt hatte.

Rani Mahay war allein und wußte, daß er jetzt nicht mehr viel Zeit zum Überlegen hatte.

*

Wie ein Gott ging er auf sie zu – und wie ein Gott wurde er von ihnen behandelt…

Macabros nutzte die Gunst der Stunde, für sich und die Menschen, die inzwischen seinen Weg gekreuzt hatten.

Kophas lag ihm zu Füßen, ebenso die anderen, und wäre Macabros' Aufforderung, sich zu erheben, nicht gekommen, sie hätten weiterhin in Ehrfurcht und Unterwürfigkeit verharrt.

»Steht auf«, sagte er mit klarer Stimme.

»Wir können es nicht wagen, dir ins Gesicht zu blicken«, ließ Kophas als erster sich vernehmen. Er richtete sich zwar auf, hielt aber den Kopf gesenkt.

Macabros faßte den Priester unter das Kinn und drückte es langsam in die Höhe.

»Wir sind schuldig geworden«, murmelte Kophas. Und es klang ehrlich. »Ich habe einen Fehler begangen. Ich habe dich nicht erkannt. Obwohl die Völker in Legenden von dir sprechen, obwohl sie dich erwarten…«

»Ein Fehler wäre es gewesen, mich zu vernichten, die Männer, die mich begleiten, zu töten, Kophas… Aber aus Fehlern kann man lernen. Du hast es getan. Du sagst etwas von einer Erwartung, die in Legenden beschrieben wird. Was für Legenden sind das?«

»Volkstümliche Berichte. Sie kehren in vielen Variationen in den Überlieferungen aller Völker wieder, die wir während unserer Anwesenheit in dieser Welt kennengelernt und erforscht haben. Wir haben die Berichte stets anders ausgelegt.«

»Und wie habt ihr sie ausgelegt?«

»Wir haben sie – auf uns bezogen und die, die vor uns hier eintrafen. Auch sie – kamen von den Sternen. Es ist eine Legende, die sich wie ein roter Faden durch die Geschichte aller Völker zieht, die in Xantilon zu Hause sind. Schon vor langer Zeit kam es zu einer ersten Berührung zwischen Wesen aus dem Kosmos und den Ureinwohnern dieses Kontinents. Primitivste Menschen lernten Wesen einer anderen Welt kennen. Die Kenntnisse und Fähigkeiten, die diese Wesen hatten, blieben in der Erinnerung als großartige Taten und Wunder haften. Mündlich und schriftlich wurden die Berichte von solchen Sichtungen und Begegnungen weitergegeben. Das liegt noch nicht sehr lange zurück. Als wir hier eintrafen, mußten wir erkennen, daß es schon Vorgänger gab. Wir stellten fest, daß es sich um andere Rassen handelte. Andere von anderen Welten waren uns zuvorgekommen. Aber wir waren jetzt hier, und wir begannen, unsere Art Leben und Lebensauffassung zu verbreiten und denjenigen einzuimpfen, mit denen wir Berührung hatten. Schließlich hatten wir den ›Großen Schlafenden‹ dabei. Sein Schrein konnte nicht in dem zerstörten All-Schiff zurückbleiben. Wir mußten eine neue Heimat für ihn errichten. Und mit Hilfe der Traphilen, jenem Volk, das im Dschungel und der Wildnis lebt, rachsüchtig und kriegerisch ist, bauten wir einen ihm zukommenden Kodex und eine Welt auf, die er irgendwann in Besitz nehmen sollte. Und niemand, das war unsere Absicht, sollte ihm diese Herrschaft jemals streitig machen, auch jene sogenannten ›Götter‹ nicht, die von den Sternen gekommen waren, behaftet mit der Sterblichkeit wie alles aus Fleisch und Blut. Sie erhielten lediglich die Bezeichnung ›Götter‹, weil sie in den Augen der primitiven Ureinwohner Dinge tun konnten, die für sie ans Wunderbare, Unerreichbare grenzten.

Wie in jedem Volk aus der Fremde, herrscht auch bei uns die

Meinung vor, daß wir auserwählt sind, die Macht zu demonstrieren, zu erringen und weltweit einzusetzen.

Wir maßen diesen seltsamen Legenden nicht viel Bedeutung bei…«

»Erzähle mir mehr über diese Legenden, Kophas. Was steht in ihnen?«

»Daß ein einzelner Mann die alten Götter stürzen wird, daß er selbst ein Gott ist – ein wahrer Gott…«

Kaum merklich zuckten Macabros' Augenbrauen.

Dies konnte unmöglich er sein! Er war kein wahrer Gott, aber vielleicht beschrieben diejenigen, die eine Vorahnung oder die Gabe der Präkognition, das Vorauswissen, gehabt hatten, ihn so? In den Augen derer, die bisher mit ihm zu tun hatten, vollbrachte er wahre Wunder. Das größte bestand zweifelsohne darin, daß keine Waffe dieser Welt, kein auf Xantilon bekanntes Element ihn umbringen konnte.

Daraus schlug er jetzt Kapital.

Ohne Kophas zu unterbrechen, ließ er ihn weitersprechen.

»… unser Versuch, deinen Anspruch zu untergraben, ist kläglich gescheitert. Du hast unsere Götter, die auch die Götter der Traphilen waren, besiegt. Nicht mal das tödliche Symbol des Großen Schlafenden konnte dich in die Tiefe reißen…«

Damit meinte er den Riesenkraken. Der Krake spielte eine besondere Rolle in der Welt des Steinernen Götzen, in dessen wahnwitziger Dimension sie sich noch immer befanden. Der Krake symbolisierte die Kraft, die Macht und die Vielarmigkeit eines Geschöpfs, das wirklich existierte und das in seinen Dimensionen die menschliche Vorstellungskraft überstrapazierte.

Der Große Schlafende forderte Menschenopfer. Seine bevorzugte Beute waren die Loarks, ein Wüstenvolk, dem Bolonophom angehörte. Die Loarks mußten bluten für eine unvorstellbare Idee, für einen wahnwitzigen Machtanspruch, der durch sie zunächst abgesichert werden sollte.

In einer riesigen Halle dieser andersdimensionierten Höhle bestand eine Art ›Fabrikations-Zentrum‹. Die enthaupteten Loarks kamen in langen Reihen dort an, und es wurde ihnen eine Rüstung verpaßt und eine Gallertkugel auf den Hals gesetzt, die mit tentakelartigen Strängen verbunden wurde. Die Kugel wurde durch eine helmartige Kappe geschützt, und die Gepanzerten wurden zu den gefürchteten Finsterlingen von Krosh.

Krosh selbst – soviel glaubte Macabros nun schon zu wissen – war ein Bereich, in dem sich okkulte und magische Kräfte auswirkten, in dem die Technik einer fremdartigen, möglicherweise längst vergessenen Rasse noch nachwirkte, weil eine geistige Macht sie zu lenken verstand. Eine Macht, die aus dem Unbewußten geboren

wurde. Der ›Große Schlafende‹ – konnte diese unbewußte Kraft möglicherweise sein.

Macabros fragte direkt danach. Da stellte sich heraus, daß auch Kophas und seine sechs Unterpriester hier überfragt waren. Sie waren nur Rädchen in einem großen Getriebe, das sie selbst nicht in Gang gebracht hatten und nicht überschauten. Teile der Magie und okkulten Kraft, die in dem ›Großen Schlafenden‹ steckten, waren fraglos auf die Priester übergegangen, in erster Linie auf den Hauptpriester Kophas. Sie wußten, daß sie abhängig waren von dem, was im Innern des Steinernen Götzen lebte und Opfer forderte. Es war gigantisch. Und es wollte noch größer werden. Diese Kraft wollte Macabros mit allem Nachdruck eindämmen.

Die Voraussetzung war geschaffen. Die Priester waren in Zweifel geraten. Ihre Gottheit hatte sich in der Vernichtung eines Feindes als unfähig erwiesen. Da gab es einen Stärkeren. Dem wandten sie sich nun zu.

»Ich verlange sofort die Freilassung aller gefangenen Loark-Frauen und Bolonophoms, des Mannes, der mich hierher begleitete«, stellte Macabros seine Forderungen. »Außerdem wird die kriegerische Auseinandersetzung zwischen den Traphilen und den Loarks sofort eingestellt. Nicht ein einziger Mann aus dem Stamm der Loarks wird mehr im Angesicht des Steinernen Götzen enthauptet und nach Krosh geschickt, wo ein roboterhaftes Dasein ihn erwartet.«

»Der ›Große Schlafende‹ wird zürnen – und uns die Macht und das Leben rauben«, sagte Kophas kleinlaut.

Macabros konnte sich unschwer vorstellen, was jetzt an Stimmungen und Gefühlen in seinem Gegenüber vorging.

»Der ›Große Schlafende‹ wird sein wahres Gesicht zeigen. Mir gegenüber jedenfalls. Denn ich werde ihn herausfordern. Nur die Befehle eines Herrn könnt ihr befolgen…«

»So ist es«, nickte Kophas.

In Macabros' Hand lag noch immer das magische Schwert, mit dem Kophas die ›Götter‹ um ihren Urteilsspruch gefragt hatte. Er gab es auch jetzt nicht noch nicht zurück.

»Wenn ich dich recht verstanden habe, habt ihr den Keim des ›Großen Schlafenden‹ auf eurer Reise durch die Welt der Sterne mitgenommen, nicht wahr?«

»Ja«, erwiderte Kophas einsilbig.

»Gut. Welche Gestalt hatte er da?«

»Er war – ein Keimling.«

»Du mußt es mir näher erklären.«

»Er war eingeschlossen in seinem Schrein. In dem geweihten Schrein aus Etak. Mit diesem Wort wird jener Ort in der Galaxis bezeichnet, wo rätselhafte Kräfte auf diejenigen übergehen, die sich

dort aufhalten.«

»Was sind das für Kräfte?«

»Das ist individuell verschieden. Auf jeden wirken sie sich anders aus. Sterbliche haben dort nichts zu suchen.«

»Wer dann?« fragte Macabros rauh.

»Die als Götter auserwählt sind. Als unsterbliche Götter wohlgemerkt.«

»Ich war nie dort!«

»Du kommst aus einem anderen Teil der Sternenwelt«, reagierte Kophas sehr sanftmütig, ohne eine Zeichen von Ungeduld. »Vielleicht aus einer anderen Dimension, aus einer anderen Zeit… es ist deine Stunde zu herrschen, und dieser Platz, an den dich das Schicksal geführt hat, wird dein Betätigungsfeld. So seht es in den Legenden, die ich nun anfange mit anderen Augen zu sehen. In jeder Generation – egal wie weit sie fortgeschritten ist – gibt es Geister, die in die Zukunft blicken können, die die Bilder und Szenen jedoch nicht verstehen und deshalb in der ihnen möglichen Sprache mitteilen, so daß manches in anderem Gewand erscheint. ›Einer wird kommen, der wird anders sein als alle, die jemals auf dem großen Kontinent das Licht der Sonne erblickten«‹, zitierte Kophas wieder die Legende. »›Sein Körper wird sein wie der Äther der Luft, kein Schwert wird ihn durchdringen, keine Feuersbrunst vernichten. Er kann auf dem Boden der Meere wandeln und bedarf des Sauerstoffs nicht, und mit seiner Anwesenheit wird er die Geschicke des großen Kontinents lenken und eingehen in das Buch der Geschichte. Sein Name wird mit ehernen Lettern darin geschrieben sein, noch ehe das Ende der Welt gekommen ist…‹… So etwa heißt es. Wenn die Stunde gekommen ist und ich die Zeichen einer neuen Zeit richtig lese, dann ist das Ende des Großen Schlafenden, den wir hegten und pflegten, gekommen…«

»Wir werden alle bald mehr darüber wissen«, sagte Macabros, orakelhaft. »Erkläre mir die Spiegel-Gefängnisse, in denen Bolonophom und die Frauen aus den Loarks-Städten gefangen sind. Mit ihnen werden wir in die wirkliche Welt zurückkehren, Kophas, in die Welt, in der der Große Schlafende noch nicht herrscht und in die er seine Arme noch nicht ausgestreckt hat. Und dann werden wir den Eingang in die Dimension des ›Großen Schlafenden‹ zuschütten, den Steinernen Götzenriesen zum Einsturz bringen und damit die Welt verbarrikadieren, von der aus er Einfluß nehmen will…«

*

Er wußte nur selbst zu gut, was diese Worte bedeuteten.

Diese Entscheidung kam einer Revolution gleich.

Für Kophas und die Priester mußte im wahrsten Sinn des Wortes

eine ganze Welt zusammenbrechen.

Doch es gab keinen Widerspruch.

Der Mann, den kein Schwert durchbohren, kein Pfeil fällen, kein Feuer vernichten konnte, schritt an Kophas' Seite die Reihen der Finsterlinge entlang, die Aufstellung genommen hatten. Eine schwarzgepanzerte Geisterarmee, Soldaten des Grauens, die aus menschlichen Körpern und einem künstlichen Gallertkopf bestanden. Die Masse zu diesen Köpfen wurde aus einer fremden Dimension geliefert, wie Macabros mit eigenen Augen gesehen hatte. Das ließ den Schluß zu, daß der Große Schlafende unbewußt oder bewußt Kontakt in einen Bereich hatte, der sonst niemand zugänglich war.

Bevor Macabros jedoch den geheimnisvollen Umformungsort, aufsuchte, wollte er die Gefangenschaft Bolonophoms und der Loark-Frauen abkürzen.

Er ließ sich von Kophas zu dem schwarzen, erstarrten Flußlauf bringen, der im Innern, des Zyklopen-Götzen eine besondere Bedeutung hatte.

Auf dem Fluß glitten sie dahin. Es war, als ob ein Schatten sie mitziehe.

Macabros und Kophas waren nicht allein. Harry Carson war nicht zurückgeblieben. Auf einen Wink Macabros' hin hatte einer der sechs Priester, die hinter ihnen folgten, wortlos sein Schwert an den blonden Abenteurer aus den fünfziger Jahren weitergegeben.

Harry Carson wich nicht von Macabros' Seite.

»Diesmal, Kophas, erwarte ich von dir keinen Trick«, sagte Macabros unvermittelt. »Ich möchte nicht noch mal Zeit in der Spiegelwelt des Großen Schlafenden verlieren… es wäre auch zu deinem Nachteil«, fügte er hinzu. »Diesmal würde ich dich auf der Stelle töten…«

Aus dem ersten Zwischenfall hatte er gelernt.

Der Angriff aus der Tiefe des Schattenreiches war derart schnell erfolgt, daß er das erstemal keine Gelegenheit gefunden hatte, sich aus der Gefahr herauszukatapultieren.

Nicht umsonst schritt er diesmal so dicht hinter Kophas. Sollte etwas Unvorhergesehenes eintreten, würde er immer noch genügend Zeit finden, die Waffe gegen den Oberpriester einzusetzen.

Doch Kophas schien an einer solchen Situation ganz offensichtlich kein Interesse zu haben.

Schweigend vergingen drei Minuten.

Dann deutete Kophas an, daß sie jetzt den Schwarzen Strom verlassen könnten. Zwischen zwei mächtigen Säulen – wie erwartet mit Tentakeln geschmückt – gähnte ein dunkler Schacht.

Macabros sah die ersten Treppen in dieser Welt.

Sie führten zwischen den beiden Säulen in die Tiefe.

Kophas ging zuerst nach unten. Dann folgte Macabros, hinter ihm Harry Carson, und zuletzt kamen die restlichen sechs Priester.

Macabros war diese Konstellation nicht ganz geheuer. Er wußte, daß immer sieben Priester eine wirkungsvolle, mächtige Einheit bildeten. Gemeinsam waren sie zu magischen Aktionen fähig. Doch sie setzten nichts ein, was Harry und ihn in irgendeiner Weise aufgehalten oder behindert hätte.

Macabros warf einen Blick in die Höhe und einen zurück.

Er konnte sich nicht vorstellen, wie es möglich war, daß in diesem Bereich der Titanenhalle der seltsame Schwarze Strom einmal in der Tiefe, ein andermal weiter oben anzutreffen war. Er schien den verworrenen Lauf einer Achterbahn zu haben.

Hier unten stießen sie tatsächlich wieder auf den Schwarzen Strom, eine erstarrte Steinmasse, glatt und sauber wie geschliffener Marmor.

Und diesmal blieben die Luft und der rätselhafte Fluß still. Es schien, als halte er den Atem an, um jeden Moment mit Titanenkraft loszuschlagen. Doch nichts geschah.

Harry Carson, der aus eigenem Erleben Macabros' Fähigkeiten mitbekommen hatte, schloß auf.

»Es ist unheimlich hier«, sagte er leise, während sein Blick die geheimnisvolle Welt unterhalb der Hallen zu durchbohren versuchte. Das gelang ihm nur oberflächlich. Er war sichtlich froh, in Macabros' Nähe zu sein, umklammerte das Priester-Schwert und schien darauf gefaßt zu sein, jeder aufkommenden Gefahr sofort und entschlossen entgegenzutreten.

Seine Blicke schweiften über die flachen Spiegel, die wie dunkle Grabplatten dort standen und den Fluß zu beiden Seiten flankierten.

In den Spiegeln war Bewegung zu erkennen.

Zweidimensional waren dort Menschen eingeschlossen. Flache Bilder, denen die Tiefe fehlte, Bilder, die lebten.

Alle Eingeschlossenen waren Frauen. Schön, jung, attraktiv. Die Frauen von Varone, wie Bolonophom gesagt hatte. Sie standen besonders hoch in der Gunst jenes Blutgottes, der die männlichen Angehörigen des Loarks-Volkes zu Robotern machte und die Frauen als zweidimensionale Spiegelbilder festhielt.

»Warum werden die Frauen gefangen gehalten? Sie wurden geopfert, aber nicht vernichtet«, bemerkte Macabros nachdenklich, und er ahnte, daß er damit auch Harry Carsons Frage laut aussprach.

»Irgend jemand – irgend etwas…, hat noch etwas mit ihnen vor. Oder der Kerl ist so verrückt, daß er es genießt, die Frauen einfach festzuhalten. Für immer. Aber eine Gefangenschaft, die ewig währt, gibt es wohl nicht«, murmelte Harry Carson.

›O doch, die gibt es!‹ wäre Macabros fast die Bemerkung

entschlüpft. Das, was wirklich von mir lebt, ist gefangen. In Molochos' Ewigkeits-Gefängnis. Und deswegen, Harry, mache ich das ganze Theater hier mit. Ich muß die Legende um den ›Toten Gott‹ bilden und das ›Singende Fahsaals‹ finden. Wieviel Zeit mir sowohl für das eine wie das andere zur Verfügung steht, das weiß der Himmel! Wenn ich hier Erfolg habe, komme ich möglicherweise einen Riesenschritt vorwärts. Kophas und seine Unterpriester kennen das ›Singende Fahsaals‹, wissen etwas über den Ort, den man das Nebel-Labyrinth des Tschonn nennt. Je kürzer die Zeitspanne ist, die ich brauche, um dorthin zu gelangen, desto besser für uns alle. Möglicherweise auch für dich, Harry Carson… Womit du vielleicht nie gerechnet hast, das kann noch mal Wirklichkeit werden. Die Rückkehr in deine Welt, in das Amerika der fünfziger Jahre… Wie du dich dann dort allerdings zurechtfindest und wie du dein Wiederauftauchen erklärst – du hast dich äußerlich sehr verändert seit damals, vergiß' das nicht! – das ist ein anderes Problem, über das ich jetzt lieber nicht sprechen möchte…

Alle diese Gedanken gingen ihm blitzartig durch den Kopf. Nicht einen einzigen davon sprach er jedoch laut aus.

»Ich werde tun, was du erwartest. Mit allen Konsequenzen, die sich daraus ergeben«, sagte Kophas da. »Der Große Schlafende ist wie gelähmt. Nichts regt sich hier. Nur die Angst, die Verwirrung und Verlorenheit der Gefangenen ist zu spüren. Es ist die Einsamkeit und die Kälte der Ewigkeit, die uns alle anweht. Auch uns… gib' mir das Schwert und auch du…« Mit diesen Worten wandte Kophas sich an Harry Carson, »gib dein Schwert an den zurück, in dessen Hand es eigentlich gehört. Wir werden die Frauen damit alle zur gleichen Zeit aus den Gefängnissen herausholen. Und dann bleibt abzuwarten, was geschieht…«

Harry Carson und Macabros wechselten einen schnellen Blick.

Macabros zögerte keinen Augenblick. Er hoffte, daß die zurückliegenden Ereignisse Kophas gezeigt hatten, daß er nicht so einfach auszuschalten war.

»Meine Strafe wird dich treffen wie ein Blitz, wenn du irgend etwas unternimmst, was meinem menschlichen Begleiter auch nur ein Haar krümmen könnte«, sprach er seine Warnung aus, und bediente sich dabei der Sprache dieser Zeit und des Gedankenguts der Priester. Wenn sie wirklich von seiner ›göttlichen Mission‹ überzeugt waren, dann würden sie von nun an sehr vorsichtig taktieren.

Wortlos reichte Carson das Schwert an den Priester zurück, der wie Kophas die ganze Zeit über ohne diese Waffe gewesen war.

Hier unten im Tunnel des Schwarzen Flusses herrschte eine eigenwillige, unbeschreibliche Atmosphäre. Die Finsternis war flockig und weich, daß man meinte, sie würde einen aufnehmen.

Und in dieser Finsternis schwebten noch immer seltsam schwerelos

wie unter Weltraumbedingungen Bruchstücke jener ›Gefängnisse‹, die er mit dem Schwert angeknackt hatte, um einige Gefangene – unter ihnen Bolonophom – zu befreien. Die Bruchstücke der Spiegel glitten lautlos wie riesige Aschereste durch die Düsternis und schwebten über sie hinweg.

So weit das Auge reichte, war der Fluß zu beiden Seiten mit den mannshohen Flächen flankiert.

Nackte Frauen waren darin eingeschlossen, die Opfer für den Schlafenden Gott, die er angenommen hatte.

Plötzlich verengten sich Macabros' Augen.

»Einen Moment«, sagte er, noch ehe Kophas und seine sechs Priester die allgemeine Befreiung in Gang setzten. »Da stimmt doch etwas nicht. Da ist doch etwas anders als beim ersten Mal.«

Er schob sich an den Priestern vorbei und näherte sich der äußersten Spiegelfläche, in der eine zweidimensionale Loark-Frau sich bewegte, als umströme sie eine unsichtbare Flüssigkeit.

Wie alle Loark-Frauen hatte auch diese Gefangene alle Schönheitsmerkmale ihrer Rasse. Schlank, langbeinig, vollbusig. Macabros hatte selten eine schönere Frau gesehen als diese.

Doch sie hatte etwas an sich, das er bei den anderen nicht bemerkt hatte.

Ihr Leib war aufgetrieben wie ein Ballon.

Die Frau war schwanger.

*

»Kophas!« entrann es seinen Lippen, und ein furchtbarer Verdacht kam ihm. »Das also ist sein Geheimnis. Deshalb hält er die Frauen fest. Er vermehrt mit ihnen seine Art!«

Wie Hammerschläge wirkten die Worte.

Und Macabros machte die Entdeckung, daß Kophas nicht weniger überrascht war als er.

Auf Macabros' gezielte Fragen wußte auch er keine Antwort. Dabei war er ein Eingeweihter! Aber diese Tatsache zeigte, daß der Schlafende denen, die ihm dienten und denen er Kräfte verlieh, nicht alles sagte.

Vielleicht war sein Geheimnis so bedeutsam, daß sie es nicht wissen durften oder erst zu einem Zeitpunkt erfuhren, da es dem Schlafenden größeren Nutzen bringen konnte.

»Verliert keine Sekunde!« Macabros reagierte schnell und konsequent. »Befreit sie! Alle…«

Seine Entscheidung war richtig.

Drei Spiegelflächen weiter wurde er Zeuge eines Vorgangs, der ihm zeigte, daß die geheimnisvolle Kraft hier in der Tiefe des Schwarzen

Flusses auf eine weitere Loark-Frau einwirkte.

Aus der Dunkelheit der Spiegelfläche glitten dünne schwarze Fäden, die Ähnlichkeit mit Spinnweben hatten, auf den Körper der Zweidimensionalen zu.

Sie ringelten sich um den Leib wie hauchdünne Lianen und bohrten sich dann wie Würmer in die Bauchdecke. Die Frau schien von alledem nichts zu bemerken.

Macabros mußte an die Tentakel denken, die in allen Formen und Größen hier im Lande Krosh verehrt wurden. Die Tentakeln waren der Inbegriff der Kraft und der Macht des vielarmigen Schlafenden, der seine Hand nach der ganzen Welt ausstreckte…

Die Priester bildeten einen Kreis.

Sie reckten die sieben Schwerter in die Höhe, daß die Spitzen einander berührten.

Und dann stieg der grüne Blitz daraus empor.

Wie eine Schlange ringelte er sich in die Höhe, legte sich dann quer und lief, immer schneller werdend, in die Dunkelheit hinein.

Überall dort wo ein ›Spiegelgefängnis‹ stand, löste sich ein grüner Tropfen. Die dunklen Glasflächen wurden matt, und dann kippten Gestalten nach vorn, Gestalten, die aussahen wie hauchdünne Folien in Menschenform. Und während sie nach vorn kippten, gewannen sie an Umfang, wurden dicker, voluminöser und nahmen ihre dritte Dimension wieder an.

Auf dem erstarrten Flußbett wimmelte es mit einem Mal von Leben.

Die Loark-Frauen waren frei. Unter ihnen, als einziger Mann – Bolonophom! Auch ihn hatte man wieder auf diese Weise in Gewahrsam genommen, nachdem Harry Carson und Macabros in den Hinterhalt geraten waren. Auf welche Weise Bolonophom dem Schlafenden oder den Priestern dienen sollte, dies würde wohl nie herauskommen…

Die unheimlichen Dimensionsgefängnisse wurden leer. Frauen fielen sich um den Hals und weinten Freudentränen. Es gab manches zu erklären. Keine Einzelheiten. Dazu war jetzt keine Zeit. Macabros wollte keine neue Aktion des Schlafenden auslösen, eine Aktion, die wie ein Sturmwind aufkam, ein Orkan, der ihn und Bolonophom und die kürzlich befreiten Loark-Frauen wie welke Blätter durch die Luft gewirbelt hatte.

Aus allen Richtungen liefen die gefangenen Frauen zusammen. Es waren mehr als siebzig.

Sie verließen mit Macabros, Bolonophom, Harry Carson und den Priestern des Schlafenden das unterirdische Verlies.

Der Schlafende machte in diesen Minuten seinem Namen alle Ehre.

Er verhielt sich völlig still, als gäbe es ihn überhaupt nicht…

*

Ohne Zwischenfall kamen sie wieder in der Halle bei den Finsterlingen an.

Der eigenartige Zug bewegte sich auf die saalartige Halle zu, in der die Finsterlinge mit der Gallertkugel ausgestattet wurden.

Dort stand alles still.

Der dunkle Schatten über den Gestalten war erstarrt. Es schien, als würde der riesige Saal den Atem anhalten. Die gleiche Atmosphäre wie auf dem Schwarzen Fluß war spürbar.

Die unheimliche Stille und Bewegungslosigkeit, die alles beherrschte, waren bedrückend.

Macabros hatte einen Verdacht.

Der Schlafende war betäubt, wie gelähmt. Das mußte seinen Grund haben.

Hing dieser Zustand damit zusammen, daß der Kontakt zu den Priestern gestört war? Das Interesse galt nicht mehr ihm, dem Schlafenden, sondern dem Neuen, der nicht verwundbar war, der durch seine Anwesenheit bewies, wozu er fähig war. Bei dem Schlafenden dagegen schien alles nur eine Idee, eine vage Vorstellung zu sein…

Wie lange dieser positive Zustand für ihn, Macabros, anhielt, wußte er nicht. Um so wichtiger war es, schnell zu handeln und keine unnötige Zeit zu verlieren.

Die Gestalten auf dem Schattenband standen still. Enthauptete Loarks! Für sie konnte niemand mehr etwas tun. Sie waren tot, aber nach dem natürlichen Ende ihres Daseins begann ein neues ›Leben‹ für sie. Das Leben der Untoten, bewirkt durch eine kleine Gallertkugel und ein technisches Gerät, das den Sauerstoff in die Lungen preßte. Beides stammte nicht aus dieser Dimension. Die geistige Brücke nach diesem rätselhaften ›Drüben‹, war gestört, unterbrochen…

»Nichts wie weg hier«, flüsterte Macabros Harry Carson zu. »Wer weiß, wie lange dieser gestörte Zustand anhält. Wenn wir erst mal draußen sind, stehen uns alle Wege offen.

Im Moment tun die Priester das, was wir von ihnen verlangen. Sie sind sogar bereit, den Steinernen Götzen, der diese unheilvolle Welt birgt, zum Einsturz zu bringen. Dann erst – so glaube ich fest – wird wirklicher Ruhe und Frieden einkehren, der den Völkern der Loarks und der Traphilen die Basis für eine neue Ausgangsposition bietet.«

Sie ließen die ›Fabrikationshalle‹ der Dimensionen hinter sich.

Macabros schlug eine straffe Gangart an.

Es war ein eigenartiger Zug, der sich durch die rotglimmende Bergwelt von Krosh bewegte.

Zurück blieben die schwarzen gepanzerten Ritter, die Finsterlinge. Sie standen wie eine erstarrte Armee und schienen auf neue Aufträge zu warten. Ihnen konnte niemand mehr helfen. Sie waren nur herz- und seelenlose Roboter, Marionetten mit menschlichen Körpern, denen jedoch Geist und Bewußtsein fehlte.

Auf dem Schwarzen Fluß ging es zurück.

Die Frauen schämten sich ihrer Blöße nicht. Es gab noch keine Möglichkeit, daß sie sich mit Kleidern versehen konnten. Dies würde erst im Urwalddorf der Traphilen möglich sein. Die Geretteten freuten sich ihres Lebens. Sie hatten – im wahrsten Sinn des Wortes – nichts als ihr nacktes Leben gewonnen…

Ohne Zwischenfälle näherten sie sich dem Ausgangspunkt ihrer Odyssee.

Dort würde es keinen Aufenthalt geben. In Gedanken hatte sich Macabros den weiteren Verlauf der Dinge schon zurechtgelegt.

Zuerst würden die Frauen versorgt werden, dann mußte ein Botschafter nach Varone in das Land der Loarks eilen, um die Befreiung zu melden und gleichzeitig Ärzte mitbringen, die eine gründliche Untersuchung der Befreiten durchführten.

Jegliches unkalkulierbare Risiko war auszuschalten.

Wenn die Loark-Frauen wirklich als Träger einer neuen Erbmasse auserkoren waren, konnte durch ihre Rückkehr aus dem Land Krosh und dem Reich des Schlafenden mehr Unheil in die Welt gebracht werden, als man sich vorzustellen in der Lage war.

Die Ungewißheit nagte noch an seinen Nerven, und er sehnte die Stunde herbei, in der er endlich über diese Dinge alles wußte.

Dann kam der Übergang. Sie überschritten die Schwelle, die das geheimnisvolle Land im Innern des Götzen von der Wildnis trennte.

Wildnis?

Macabros erwartete die dicht stehenden grünen Bäume und Büsche zu sehen und den freien Tanzplatz vor dem torähnlichen Eingang des Götzen.

Da war nichts!

Graue wogende Masse, wabernde Schleier, die in verschiedenen Grau-Variationen wie schmale, nicht voll wahrnehmbare Wege kreuz und quer in eine Landschaft führten, die an ein Wolkenmeer erinnerte.

Dünne Nebelfäden glitten wie Riesenwürmer durch dieses graue Meer.

Weit und breit wuchs kein Baum, kein Strauch.

Macabros vernahm den leisen Ausruf aus Kophas' Mund.

»Das… Nebel-Labyrinth… das Nebel-Labyrinth des – Tschonn!«

Es klang so ungläubig, so unwirklich, wie die ganze Situation war, in die sie unerwartet von einer Sekunde zur anderen geraten waren…

*

Für ihn gab es im gleichen Augenblick nicht mehr die geringsten Zweifel: man hatte ihn erkannt und seine Maske durchschaut!

Mahays Körper straffte sich.

Irritiert überblickte er den großen Speisesaal, in dem er allein saß.

Er war allein – und hatte doch das Gefühl, permanent beobachtet zu werden.

Er schob die Speisen zurück und rührte nichts an.

Das Essen war real, keine Halluzination wie die Erscheinung Claudia Sevoirs, die es ihm gebracht hatte!

Hier in diesem Gespenster-Hotel gingen seltsame Dinge vor. Ob in der Nacht, ob am Tag…

Rani atmete tief durch.

Er glaubte zu begreifen.

Schreckliches passierte in der Nacht, aber auch tagsüber wirkten dämonische Kräfte hinter diesen Mauern.

Claudia Sevoir war eine Gespenstererscheinung gewesen – war auch Charmaine Fraque eine?

Die Dinge liefen nicht so ab, wie er sie sich gewünscht hätte. Doch der Inder war es gewohnt, blitzschnelle Entscheidungen zu treffen und ungewohnte Begegnungen zu verarbeiten.

Eines wollte er auf der Stelle wissen: War es Madame Fraque nur darauf angekommen, ihn wieder in das Haus zu locken, um ihn von der Umwelt abzuschirmen und ihm diesmal endgültig den Garaus zu machen – oder hatte er noch die Möglichkeit zu gehen, wenn er es wollte?

Er konnte die Türen und Fenster öffnen und hinausgehen ins Freie. Nichts und niemand hielt ihn auf, und es trat auch kein außergewöhnliches Ereignis ein.

Mahay geriet ins Nachdenken.

Die Macht der Geister wirkt auch am Tag, aber nur als Vision. Sie war zum Erschrecken, aber nicht gefährlich und konnte ihm körperlich keinen Schaden zufügen. Nur durch einen puren Zufall hatte er offensichtlich auch die wahre Natur der hier handelnden Personen entdeckt.

Nun aber waren sie gewarnt.

Was würden sie unternehmen? Konnten sie überhaupt etwas in die Wege leiten? Planten sie etwas?

Oder war das Haus tagsüber überhaupt nicht bewohnt, wurde es nur von Geisterbildern ›bewacht‹? Jemand, der uneingeweiht hierher kam, wurde gewiß nicht merken, daß er möglicherweise von einer sphärenhaften Madame Fraque begrüßt, von einem aus Cereste stammenden Mädchen bedient wurde.

Alles war ganz natürlich, solange man die Hintergründe nicht kannte.

Und eben die wollte er kennenlernen.

Nun war es auch schon egal, ob er Jim und Danielle noch verbarg oder nicht. Vielleicht wußte Madame Fraque auch schon darüber Bescheid.

Vom Eingang aus gab Rani das verabredete Zeichen. Er erwartete eine Reaktion. Sie kam nicht.

Er konnte sich sowohl auf den Guuf als auch auf Danielle verlassen.

Da war etwas faul!

Er verließ das Hotel, lief über den freien Platz und näherte sich bedenkenlos dem Gebüsch, in dem Danielle verabredungsgemäß sich verbergen und aufpassen sollte.

»Danielle?« rief er leise und drückte die Zweige auseinander.

Hell schimmerte es durch das schattige Buschwerk.

Der Inder meinte, eine Klauenhand würde sein Herz zusammenpressen.

Das Blut gefror ihm in den Adern.

Da war etwas, was zuvor nicht gewesen war!

Vor ihm lag hell und fahl ein menschliches Skelett.

Danielle de Barteaulieé!

*

Der Atem stockte ihm, grauenhafte Angst ergriff von ihm Besitz.

Tausend Gedanken überfluteten sein Gehirn. Danielle war etwas Grauenhaftes zugestoßen!

Hier in diesem Gebüsch hatte sie ihre Wach-Position bezogen.

Das Skelett – vielleicht nur ein Trugbild wie die Erscheinung Claudia Sevoirs?

Er streckte die Hand danach aus, sehr vorsichtig und hoffte, daß seine Hand den Knochen passieren würde wie einen Lufthauch. Und fürchtete sich vor dem Augenblick, da er erkennen mußte, daß es nicht der Fall war und…

Er fuhr zusammen wie unter einem Peitschenschlag. Seine Fingerkuppen berührten die Knochen! Das Skelett war echt!

Ein Stöhnen entrann seinen Lippen. Rani Mahay fuhr herum, lief über den freien Platz und begab sich auf die andere Seite des Hotels.

Jim!

War auch ihm etwas zugestoßen?

Er suchte das Versteck des Guuf auf.

Keine Spur von ihm weit und breit!

Hier entdeckte er kein Skelett. Jim war einfach verschwunden…

Da Rani davon ausgehen konnte, daß sein Inkognito gelüftet war, legte er keinen großen Wert mehr auf seine außergewöhnliche Verkleidung als Clochard.

Er zog die schmutzige Jacke aus, ließ sie achtlos fallen, warf den breitkrempigen Schlapphut zur Seite und suchte die nähere Umgebung ab. Es gab keine Hinweise auf einen gewaltsamen Angriff dämonischer Machte, irgendwelcher feindlicher Wesen, die hier das Sagen hatten.

Wo verbargen sie sich? Was waren ihre Absichten? Wie waren sie hinter einen, wie er glaubte, recht geschickt eingefädelten Plan gekommen?

Er hörte leises Flügelschlägen und wandte den Kopf.

Nur eine Armreichweite von ihm entfernt flogen zwei Krähen durch die Luft und setzten sich auf einen Busch.

Krähen… er hatte heute schon soviele gesehen.

Und mit einem Mal hatte er das Gefühl, als würde er von ihnen beobachtet. Die schwarzen, glitzernden Augen waren neugierig auf ihn gerichtet…

Mahay verschaffte sich Gewißheit, was das Schicksal seiner Begleiter betraf.

Er versetzte sich augenblicklich zurück nach Marlos.

Seine Umgebung veränderte sich. Wo eben noch die blätternarbige Hauswand sein Blickfeld begrenzte, dehnte sich der herrliche weiße Sandstrand von Marlos vor ihm aus. Dahinter das endlose blaue Meer, über das sich ein wolkenloser Himmel spannte.

Auf der rätselhaften Insel, die Björn Hellmark zum Vermächtnis gemacht worden war, herrschten immer frühlingshafte Temperaturen, und es wurde nie Nacht. Die Nacht, das Metier der Dämonen, bösen Geister und Schergen Rha-Ta-N'mys, hatte hier keinen Platz. Diese kleine, überschaubare Welt hatte ihre eigenen Gesetze.

Einige Schritte von dem zurückkehrenden Rani entfernt, bewegte sich eine braungebrannte Gestalt durch den Sand: Pepe, der Junge aus den Urwäldern Yucatáns.

Er lief auf den materialisierenden Inder zu.

»Na, alter Clochard!« rief der schwarzhaarige Knabe schon von weitem. »Treibt's dich wieder in heimatliche Gefilde?«

»Hast du Jim und Danielle gesehen?« fragte Rani nur. An der Art, wie er sprach, erkannte Pepe sofort, daß Ranis Stimmung sich auf dem Nullpunkt befand. Der Inder, der sonst jeden Unsinn mitmachte und stets zu einem Scherz aufgelegt war, wirkte ernst.

»Nein, sie sind nicht hier«, antwortete Pepe sofort. »Ist etwas?«

»Ich hoffe nicht… dann muß ich weitersuchen.«

»Rani!« Pepe war mit zwei schnellen Schritten bei dem Inder, fiel ihm ins Wort und hielt ihn am Arm fest.

»Ja?«

»Nimm’ mich mit, vielleicht kann ich dir helfen.«

»Unter anderen Bedingungen recht gern, Pepe. Nicht jedoch unter diesen Umständen. Deine PSI-Begabung kann in der Umgebung des Hotels dein Schicksal werden. Madame Fraque hat eine geschickte Falle aufgebaut, von der ich noch nicht weißt, wie sie funktioniert und wohin sie führt. Sie scheint darüber hinaus noch ein paar weitere Überraschungen auf Lager zu haben.«

»Was ist mit Jim und Danielle?« wollte Pepe wissen, der zu kombinieren verstand.

Ranis Gesichtszüge sprachen Bände.

»Wenn ich das wüßte, mein Junge, wäre mir wohler. – Aber nun muß ich wieder gehen. Halte hier die Stellung… Sobald ich etwas herausgefunden habe, laß’ ich es dich wissen…«

»Ja, tu’ das. Auch Blobb-Blobb zuliebe…«

Blobb-Blobb war Whiss’ Nachwuchs, ein winziger Kerl, der aus einem Ei geschlüpft war und vor nichts und niemandem Respekt kannte.

»Was ist mit Blobb-Blobb?«

»Er vermißt Jim, seinen Freund. Ich hab’ ihm schon gesagt, daß er mit mir solange vorliebnehmen soll. Aber er hat sich an Jim schon so gewöhnt, daß er meint, solange ich keinen kahlen Schädel mit ’nem Kamm darauf hätte, sei ich kein geeigneter Gesprächspartner für ihn. Ganz schön frech der Kleine… Ich möchte bloß wissen, wie das weitergehen soll, wenn erst mal seine Noppen alle reif sind…«

Damit sprach er auf jene Besonderheit an, die auch Whiss auszeichnete. Insgesamt elf Noppen wuchsen auf den kleinen Köpfen von Whiss und Blobb-Blobb. Mit diesen Noppen ließen sich die verschiedenartigsten PSI-Phänomene auslösen.

Trotz der niedergedrückten Stimmung, die in seinem Herzen saß, stahl sich auf Ranis Lippen ein schmerzliches Lächeln.

»Ich bin sicher, daß ich sie finden werde, Pepe. Ich nehme an, daß alles nur auf einem Mißverständnis beruht. Eigentlich – hätte gar nichts passieren dürfen…«

*

Er kehrte auf den freien Platz vor dem Hotel zurück und fand alles unverändert vor.

Noch immer lag das Skelett an der Stelle im Gebüsch, wo eigentlich Danielle de Barteaulieé hätte sein sollen, noch immer war von Jim nichts zu sehen, und noch immer stand die Tür zum Hotel weit offen.

Weder von Claudia Sevoir noch von Charmaine Fraque war etwas zu sehen…

Unwillkürlich tastete Rani Mahay in seine rechte Hosentasche nach den drei Manja-Augen, die er von Marlos mitgebracht hatte. Es war die einzige magische Waffe, die ihm zur Zeit zur Verfügung stand und von der er hoffte, daß sie ihm einen gewissen Schutz verlieh, wenn es darauf ankam.

Er betrat das Hotel abermals über den Speiseraum.

Auch hier war alles unverändert. Der reichlich gedeckte Tisch sah verlockend aus. Rani rührte jedoch nichts an.

Er hatte keinen Appetit, und außerdem fürchtete er, daß mit den Speisen und Getränken etwas nicht stimmte.

Er warf einen letzten Blick zur Buschgruppe hinüber, in der das Skelett lag, und grenzenlose Trauer erfüllte ihn. Er wollte nicht wahrhaben, daß dies ein weiterer Etappensieg der Mächte der Finsternis sein könnte.

Erst Carminia und Björn… im Schreckens-Zentrum Rha-Ta-N'mys gefangen. Dann Whiss – verschwunden in einem geheimnisvollen Dimensionsschacht, der unsichtbar war und blieb wie die Luft, die ihn umgab.

Vor Whiss' Verschwinden schlug das Schicksal bei Camilla Davis zu. Als Tote blieb sie in dem Haus zurück, in dem Mahay sich nun bewegte. Und nun waren noch Danielle und Jim überfällig.

Rani verließ den Speiseraum durch die hintere Tür, kam auf den Korridor und hielt sich instinktiv rechts, um jenen Trakt zu erreichen, in dem die Zimmer mit den tanzenden Geisterwesen lagen, mit denen er schon zu tun hatte.

Er stellte fest, daß es keinen Verbindungsgang und keine Zwischentür gab, die dorthin führte. Er hätte um das Hotel herumgehen müssen. Er vereinfachte die Sache, indem er kurzerhand eines der hinteren Fenster öffnete und nach draußen sprang.

Der Anbau lag im Schatten. Es war die Nordseite. Selbst im Sommer wurde es hier hinten nicht so richtig warm.

An sämtlichen Fenstern waren die Läden geschlossen.

Rani Mahay näherte sich der Hintertür, durch die er in der letzten Nacht gegangen war. Irgendwo hier hinten war auch Whiss verschwunden.

»Mademoiselle?« rief der Inder nach Claudia Sevoir. Er konnte sich ein bißchen dumm stellen und so tun, als ob die ganzen Zusammenhänge ihm völlig unbekannt seien. Das Verwirrspiel, das man offensichtlich mit ihm trieb, konnte er als Bumerang zurückgehen lassen.

Aber es funktionierte nicht.

Das Mädchen tauchte nicht wieder auf. Alles ringsum blieb still.

Knarrend stieß er die Tür auf.

Der dunkle, fensterlose Korridor mit den Türen zu beiden Seiten

lag vor ihm.

Am vordersten Ende befand sich der Raum mit der Tür, hinter der sich beinahe sein Schicksal erfüllt hätte.

Ranis Lippen bildeten einen schmalen Strich in seinem bärtigen Gesicht.

Das Mysterium von letzter Nacht war um keinen Deut geringer geworden. Im Gegenteil! Das alte Hotel und die Ereignisse ließen den Schluß zu, daß furchtbare Dinge im Verborgenen abliefen, von denen kein Mensch in den umliegenden Ortschaften etwas ahnte…

Gleich die erste Tür rechts nach dem Eingang steuerte er an.

Sie ließ sich öffnen. Das irritierte ihn schon und gefiel ihm nicht. Ein Haus, das sich seinen Besuchern so offen zeigte – ohne daß die Besitzer sich sehen ließen – war merkwürdig!.

Rani öffnete vorsichtig die Tür und war bereit, sich augenblicklich zur Wehr zu setzen, wenn die Situation es erfordere. Verborgen unter der viel zu weiten Hose trug er sein Kurzschwert, mit dem er vortrefflich umzugehen verstand.

Als nichts geschah, stieß er die Tür vollends auf und blieb neben dem Pfosten stehen.

Der Raum war stockfinster. Durch die Fensterläden und dichtgewebten Vorhänge fiel kein Lichtstrahl. Die Helligkeit, die Eingang fand durch die verwitterte, weit offenstehende Haustür, wob einen geheimnisvollen grauen Schleier, der nicht ausreichte, die Dunkelheit im Zimmer bemerkenswert aufzulösen.

Es schien, als würde das einsickernde Tageslicht geschluckt.

Rani wartete einen Moment, obwohl die Zeit ihm auf den Nägeln brannte und er endlich das Geheimnis dieses Hotels kennenlernen wollte.

Er überschritt die Schwelle, und die schummrige Atmosphäre hüllte ihn ein wie ein Mantel.

Er sah die Umrisse eines deckenhohen Schrankes. Drei Schritte von der Tür entfernt standen ein Bett und ein Nachttisch. Vorn in einer Ecknische ein kleiner runder Tisch, um den drei schwere Sessel gruppiert waren.

An der Wand links war so etwas wie ein Altar errichtet.

Das war seltsam und weckte sofort Mahays besonderes Interesse.

Aufmerksam trat er näher.

Auf dem Altar stand eine dicke schwarze Kerze. Sie war frisch, noch nicht benutzt. Über dem Altar hing ein großes Bild. In der Dunkelheit konnte Mahay nur den Umfang und die Umrisse des Rahmens erkennen. Das Bild war zwei Meter hoch und etwa eineinhalb Meter breit.

Der Inder stand so, daß er das ganze Zimmer im Blickwinkel hatte.

Darin hielt sich niemand auf.

Licht ließ sich nicht einschalten. Keine einzige Lampe war angeschlossen. Das sagte einiges über die rätselhaften Gestalten aus, die hier nachts lebten.

Mahay riß ein Streichholz an.

Das Flämmchen zuckte auf und spendete spärliches Licht. Er entzündete damit die schwarze Kerze.

Deren Flamme war höher, der Lichtschein ergiebiger.

Im fahlen Schein, im Halblicht, konnte er das große Gemälde schauen.

Es war in düsteren und doch sanften Farben gehalten. Die Dunkelheit wurde durch farbige Grautöne erzeugt.

Vor Mahays Augen dehnte sich eine bizarre, labyrinthartige Nebel-Landschaft aus. Das Bild erweckte in ihm das Gefühl, daß es von einem Medium in Trance gemalt worden war. Es erzeugte eine eigenwillige, fremdartige Stimmung beim Betrachter, und die Landschaft war so realistisch auf die Leinwand gebracht, daß er im Kerzenlicht das Gefühl hatte, durch ein geschlossenes Fenster hinauszusehen in den Nebel.

Das Bild hatte trotz des herrschenden Nebels Tiefe. Der Blick wurde tief hineingeführt in die fremdartige Umgebung, die aus nichts weiter bestand als aus einem Gewirr dunkler Pfade, die sich im Nichts verloren. Einzelne Nebelschleier sahen aus wie dünne Fäden, die durch den dichteren Nebel zu wachsen schienen, und es war, als suchten sie etwas, nach dem sie greifen konnten. Wie dünne Tentakel, die ein Opfer packen wollten…

Mahay löste die schwarze Kerze von dem Altar, der aus einer Marmorplatte bestand, auf der ein schwarzrotes Tuch lag. Weitere Utensilien darauf gab es nicht.

Das Zimmer war unbewohnt. Im Schrank hingen keine Kleider, das Bett war nicht benutzt.

Und doch wußte Rani, daß zu nachtschlafender Zeit jemand in diesem Zimmer lebte. War es wirklich einer, der ›lebte‹ – oder nur eine oder einer, der ›erschien‹? So… wie Claudia Sevoir…

Fünf Minuten hielt Rani sich in dem leeren Zimmer auf, dann verließ er es. Die Kerze blieb zurück.

Er warf einen Blick hinter jede Tür, die sich in der letzten Nacht geöffnet hatte und aus der einer der Gespenstischen gekommen war.

Alle Zimmer waren leer.

Dann erreichte er die hinterste Tür.

Sein Gesicht war wie aus Stein gemeißelt, und er war blaß. Die Gedanken an Jim und Danielle waren wie körperliche Schmerzen.

Sie mußten doch irgendwo hier sein! Danielle, ausgestattet mit den magischen Kräften einer weißen Hexe, war nicht so leicht zu überrumpeln. Zumindest einen Warnruf hätte sie noch ausstoßen

können.

Aber dann mußte er an das spurlose und blitzartige Verschwinden von Whiss denken. Auch der kleine Kerl aus dem Mikrokosmos war überrumpelt worden.

Die Mächte, die sich hier verbargen und blitzschnell zuschlugen, waren offenbar kaum zu berechnen…

Mahays Sinne waren zum Zerreißen gespannt, als er die hinterste Tür aufstieß, hinter der das Grauen in der letzten Nacht seinen Höhepunkt erreichte.

Hier war der Lebenstausch zwischen Claudia Sevoir und Charmaine Fraque vollzogen worden.

Die Bilder standen wieder so intensiv vor seinen Augen, daß er meinte, alles noch mal zu erleben.

Er sah die Anordnung der Sitzmöbel, das Himmelbett, die Stelle, an der die tote Camilla Davies gelegen hatte.

In dem großen Zimmer herrschte die gleiche seltsame Düsternis wie in den anderen Räumen.

Auch dieser Raum war leer.

Mahay riß hintereinander mehrere Streichhölzer an, um besser sehen zu können. Er konnte es nicht glauben, daß draußen heller Tag war, während hier jeder Aufwand getrieben wurde, um das Tageslicht fernzuhalten.

Diesmal hatte er Zeit, seine physischen und psychischen Körperabläufe wurden nicht durch magische Einflüsse belastet. Im Hotel war jemand – und es war doch niemand da. Die Situation’ war anders als letzte Nacht, wohl deshalb, weil Tag war.

Aber Gefahr lag in der Luft und bestand in jedem Augenblick, in dem er die alte, verbrauchte Luft einatmete.

Er kam sich vor wie eine Testperson, die von unsichtbaren Blicken begutachtet und beobachtet wurde.

Dieses Zimmer, das eine Art Heiligtum für Charmaine Fraque darstellte, nahm er sich ganz genau vor. Er sah sich jede Ecke an, öffnete jede Schranktür und jede Schublade, in der Hoffnung, auf etwas zu stoßen, das ihm bei der Klärung eines tödlichen Geheimnisses helfen konnte.

Hier im Hotel wurden Molochos und Rha-Ta-N’my verehrt. Aus Madame Fraques eigenem Mund hatte er, Rani, sein Todesurteil vernommen. Sie hatte ihn als Todfeind Molochos’ klassifiziert – und damit war klar, daß sie die erste Gelegenheit nutzen würde, ihm den Garaus zu machen. Jetzt, da sie ihn auch in der Maske des Clochard wiedererkannt hatte, gab es keinen Grund, lange mit ihrem Angriff hinter dem Berg zu halten.

Warum zögerte sie so lange?

»Was ist los mit Ihnen?« rief er plötzlich, daß es wie Donnergrollen

durch die stillen, verlassenen Räume und den Korridor hallte. »Warum zeigen Sie sich nicht?! Sie wissen doch, daß ich hier bin?! Kommen Sie ’raus aus Ihrem Versteck! Wenn Sie Jim und Danielle schon in eine Falle gelockt haben, wird es Ihnen nicht schwer fallen, sie auch über mir zuschnappen zu lassen…«

Er stand mitten im Zimmer und blickte in die Runde. Seine Worte verhallten, und er erwartete eine Antwort.

Nur das Echo seiner eigenen Stimme antwortete. Es klang verzerrt, dumpf und höhnisch. Wie aus einer Gruft…Er suchte weiter und hatte das Gefühl, daß dieser Raum für ihn der Schlüssel war.

Und er wurde fündig!

In der Nähe des Himmelbettes war der Teppich verrutscht. Der Boden, der nicht mehr von ihm abgedeckt wurde, war heller als der andere, der ständig der Luft ausgesetzt war.

Mahay ging in die Hocke und tastete den Dielenboden ab.

Er sah im Licht eines weiteren angerissenen Streichholzes, etwas, das ihn stutzig machte.

Neben der rechten Säule des Bettes befanden sich Kratzer auf dem Dielenboden. Einige waren ganz frisch. Es sah so aus, als wäre das Bett erst kürzlich verrückt worden. Aber das Möbelstück war schwer und…

Er machte die Probe aufs Exempel.

Mit der Hand drückte er gegen den rechten Fuß – und machte eine erstaunliche Feststellung. Das Bett bewegte sich.

Es glitt zur Seite. Durch Zufall hatte er auf Anhieb einen geheimen Kontakt ausgelöst.

Rani Mahay trat zurück und sah, wie das große Himmelbett lautlos herumschwang und wie ein zweiter Boden freigelegt wurde, der sich ebenfalls automatisch öffnete.

Mit einem Streichholz leuchtete Rani in den Schacht, als das Bett stillstand.

Eine Leiter führte in die Tiefe. Der Kellerschacht war überschaubar. Von ihm aus führte ein mannshoher Stollen nach links.

Der Inder stieg die Leiter nach unten.

Die Luft war kalt und feucht.

Mahay ging den Stollen entlang und kam in einen Kellerraum unterhalb des Hotels, der offensichtlich verschachtelt in dem klobigen alten Mauerwerk des Fundaments lag, ohne daß man ihn durch eine normale Tür erreichen konnte.

Er hatte auch keine Fenster. Die Wände waren klobig, zusammengesetzt aus massiven Quadersteinen. Es war ein altmodisches, unheimlich wirkendes Gewölbe. Und Mahay wäre nicht erstaunt gewesen, Gruselgestalten wie Dracula oder Frankenstein zu begegnen.

Hinter jedem Mauervorsprung, jeder Ecke konnte etwas, konnte

jemand lauern…

Beim Anreißen eines neuen Streichholzes sah er an einem Gewölbedurchgang eine rostige Eisenhalterung, in der eine Pechfackel steckte. Die zündete er an. Die rußige Flamme warf geisterhafte Reflexe an die feuchten Wände.

Jetzt hatte er mehr Licht. Im Bereich der blakenden Flamme stellte er Dinge fest, die ihn verwirrten.

Hier unten in der Lichtlosigkeit gab es keine Mäuse, keine Ratten. Nicht mal einen Käfer oder eine Spinne entdeckte er. Es war eine völlig sterile Welt. Selbst das niedrige Leben mied sie…

Ein weiterer Durchlaß.

Dahinter ein Gewölbe.

Särge!

Sie waren aus Stein und mit dicken Platten abgedeckt.

Er schätzte ihr Alter auf ein paar hundert Jahre, ohne zu wissen, wie er auf diesen Gedanken kam. Die steinernen Platten waren nicht verstaubt und nicht verwittert.

Er stellte sich die Frage, wie die insgesamt fünf Särge hierher gekommen waren.

Eine – private Gruft?

Er ging auf den ersten Sarkophag zu, um die Inschrift auf der Abdeckplatte zu entziffern.

›Lord Chester of Wollath‹ las er. Eingraviert unter einem Kranz waren zwei Jahreszahlen.

›1632-1701‹.

Mahay meinte einen Moment, in eine Gruft englischer Adliger geraten zu sein.

Raum und Zeit schienen keine Bedeutung mehr zu haben.

Rani legte die Fackel auf einen Mauervorsprung und stemmte sich mit ganzer Kraft gegen die Abdeckplatte.

Die verrutschte nur um wenige Millimeter. Sie war zentnerschwer.

Der Inder unternahm einen neuen Versuch. Auch diesmal konnte er nur einen geringen Erfolg verbuchen. Die Platte war schließlich seit mehr als zweihundert Jahren nicht mehr bewegt worden.

Beim dritten Anlauf schließlich schaffte er es. Die Platte rutschte so weit zur Seite, daß die obere Hälfte des im Sarg liegenden Toten zu sehen war.

»Danielle!« Rani Mahay stöhnte…

*

Was war Wirklichkeit, was Trug?

Das Dämonenkarussell in diesem Haus drehte sich in wahnwitziger Geschwindigkeit.

Mahay kam nicht dazu, seine Gedanken zu ordnen.

»Nicht immer«, sagte die Stimme aus dem dunklen Gewölbe hinter ihm, »ist es gut, die Neugier zu befriedigen. Du hättest da bleiben sollen, woher du gekommen bist… Aber da du schon da bist, laß dir gesagt sein, daß es nicht gut ist, mich zu verfolgen. Warum, frage ich dich, tust du das?«

Rani war inzwischen herumgewirbelt und suchte in der Düsternis verzweifelt nach der Sprecherin. Er kannte die Stimme.

Sie klang jung, frisch, kraftvoll und leicht spöttisch.

Madame Fraque! Die junge Charmaine Fraque!

Er ahnte sie mehr, als er sie sah.

Sie saß ihm in einer Mauernische gegenüber, nackt wie Gott sie schuf.

Wie von unsichtbarer Hand geschoben, setzte Rani Mahay sich in Bewegung…

*

Das Nebel-Labyrinth des Tschonn? rasten die Gedanken durch Macabros' Bewußtsein. Aber – das kann doch gar nicht sein!

Wir sind mitten auf dem Dorfplatz, wo das schreckliche Ritual stattgefunden hat.

Aber Bäume, Büsche und Sträucher waren nirgends zu sehen.

Eine geheimnisvolle Kraft schien sie in dem Moment, als sie die Grenze des Eingangs nach Krosh überschritten, an einen anderen Ort versetzt zu haben.

Macabros packte Kophas am Arm. Der Priester drohte hinter einer Nebelwand zu verschwinden. Genau das aber wollte Macabros verhindern.

»Wir bleiben zusammen, Kophas, gleich, was auch geschehen mag«, stieß er hervor. »Ich habe das Gefühl, daß du mir doch nicht alles gesagt hast, was du weißt. Das ist nicht sehr klug, wenn ich's genau betrachte…«

»Ich habe dir alles gesagt, was du wissen willst«, beeilte Kophas sich zu sagen.

»Wieso sind wir im Nebel-Labyrinth? Ich dachte, es liegt an einem fernen Ort? Bolonophom…« Er drehte sich in die Richtung, in der er den Loark-Mann aus Varone zum letzten Mal an Harry Carsons Seite wahrgenommen hatte. Die grauen, wabernden Schleier, die ihn umgaben, nahmen an Dichte und Intensität zu.

»He, Bolonophom? Kannst du mich hören?«

Er rief es laut.

»Ja!« klang es aus dem Nebel zurück. »Wo bist du?«

»Hier!«

»Ich kann dich nicht sehen. Zum Teufel mit diesem Nebel! Er hat doch hier in dieser Gegend überhaupt nichts zu suchen…« Bolonophom fluchte mit markigen Worten.

»Bleibt dicht beisammen!« warnte Macabros den Loark-Krieger. »Vielleicht ist das nur vorübergehend. Bolonophom. – du hast mir erklärt, daß das Nebel-Labyrinth des Tschonn weiter westlich, jenseits der Violetten Berge läge. Wir sind noch davor... der Ort, von dem du gesprochen hast, liegt weit von uns entfernt. Er soll dem Schutz rätselhafter Einsiedler dienen, die angeblich etwas über das ›Singende Fahsaals‹ wissen!«

»So ist es«, wurde ihm aus dem Nebel heraus bestätigt. »Dieser Nebel ist eine Falle, eine Abwehrmaßnahme.«

Macabros nickte unwillkürlich. Bolonophoms Worte deckten sich mit seinen eigenen Überlegungen.

»Nein«, antwortete da Kophas an seiner Seite. Der Priester war der einzige Mensch, den er noch einigermaßen wahrnahm. »Es ist das Nebel-Labyrinth des Tschonn…«

»Wenn du so sicher bist, Kophas, hat das seine Gründe.«

Macabros ging keinen Schritt weiter. Instinktiv ahnte er, daß das Weitergehen beabsichtigt war. Er mußte sich beherrscht und überlegen geben. In Kophas’ Augen war er ein ›Gott‹. Und dem stand nicht an, daß er sich verwirrt zeigte, und eine Schwäche preisgab. Er mußte Herr der Situation bleiben.

»Das Nebel-Labyrinth ist ein Teil der Legende, die sich um das ›Singende Fahsaals‹ rankt«, fuhr der Priester fort. »Damit will man Interessenten davon abhalten, sich wirklich auf den Weg zu machen. Das Nebel-Labyrinth ist Schutzwall und Abwehr zugleich. Wir haben davon gesprochen. Im Innern des Steinernen Götzen. Das allein ist Grund genug, daß das Nebel-Labyrinth hier ist. Der Tschonn will nicht, daß wir zu ihm kommen.«

»Wer oder was ist der Tschonn?«

»Niemand weiß es…«

»Ich habe einen Verdacht, Kophas«, sagte Macabros rauh. Der Gedanke kam ihm ganz plötzlich, während er die dünnen Fäden beobachtete, wie sie milchigweiß und zuckend durch den Nebel stachen, als suchten sie etwas. Er nahm die zahllosen Wege und Pfade wahr, die sich irgendwo in der grauen Tiefe verloren. Die Landschaft, die sie umgab, hatte nichts mehr von der an sich, die eigentlich vor dem Götzen lag. »Es muß mit dem Götzen zusammenhängen…«

»Ich verstehe nicht, wie du das meinst.«

»Wir hatten uns etwas vorgenommen, sobald das Land Krosh hinter uns läge…«

»Du wolltest den Steinernen Stein für Stein abtragen.«

»Richtig. Um an den Grundstein zu kommen, den ihr von Etak

mitbrachtet… Du bist mir noch eine Erklärung schuldig, Kophas. Wir haben dies nicht ausführlich genug besprochen, weil ich erst andere Dinge abschließen wollte. Die Befreiung der Opfer, die Rückkehr der Frauen… das alles scheint nun in Frage gestellt. Aber ich gebe nicht so schnell auf, Kophas. Ich werde nicht in dieses Nebel-Labyrinth gehen. Und auch ihr…«, rief er so laut er konnte, »bleibt stehen, geht nicht weiter… Bleibt, wo ihr seid. Es wäre das Verkehrteste, was ihr tun könntet, wenn ihr versuchen wolltet, aus dem Labyrinth herauszufinden! Genau das ist die Absicht dessen, der diese Situation provoziert hat. Er will uns voneinander trennen… Bolonophom, Harry… bleibt zusammen…«

Er versuchte mit seinen Blicken die graue Masse zu durchdringen.

Er konnte niemand wahrnehmen, nicht mal einen Schatten.

Und er hörte auch kein Geräusch.

»Bolonophom? Harry?«

Keine Antwort.

Sie waren nicht mehr da. Ebensowenig wie die über siebzig geretteten Loark-Frauen!

Ein Schatten streifte Macabros' Gesicht.

»Wer in mein Reich dringt, muß damit rechnen, Außergewöhnliches zu erleben«, hörte er eine Stimme, die so grausam klang, daß er zusammenzuckte. »Ich bin der Tschonn…, und du bist in meinem Labyrinth. Ich kann es überall dort entstehen lassen, wo meine Feinde sich aufhalten. Dies ist meine Stärke. Und ich werde dir hiermit beweisen, daß ich stärker bin als du!«

Die Stimme kam von oben. Macabros richtete den Blick in die Höhe. Dort ballte sich der Nebel zu einer bedrohlichen Wolkenlandschaft zusammen. Und aus den Wolken heraus wuchs eine gewaltige, an ein Hirn erinnernde Masse. Sie war giftgrün und pulsierte. Auf dem Hirn thronte ein kahler Kopf mit spitzen Ohren, fett und feist wie ein Buddha.

Der Tschonn…

*

»Warum ich dich verfolge? Nun, ich kann es dir genau sagen«, antwortete Rani Mahay mit fester Stimme auf die Frage der nackten Charmaine Fraque. Verführerisch saß sie vor ihm, die langen Beine übereinandergeschlagen, leicht zurückgebeugt. Die Brüsten schimmerten weiß aus der Dunkelheit. »Weil deine Art zu leben, gefährlich ist. Gefährlich für dich selbst, gefährlich für andere…«

»Welche Art zu leben die richtige für mich ist, das mußt du schon mir selbst überlassen«, entgegnete sie mit amüsiertem Lächeln. »Ich fühle mich wohl. Es ist schön, wieder jung zu sein…«

»Ja, es ist schön. Wenn es natürlich ist. Aber deine Jugendlichkeit ist es nicht. Du hast sie gestohlen. Ein anderer Mensch mußte dafür sterben…«

»Dafür kann ich leben… – Aber unterhalten wir uns nicht über Dinge, die längst erledigt sind. Sprechen wir von etwas Aktuellem. *Von* dir zum Beispiel. Hast du wirklich geglaubt, du könntest mich täuschen?« Sie sah ihn aus dunklen Augen an. Die langen seidigen Wimpern betonten den Ausdruck dieser Augen. Sie hatte die Jugend Claudia Sevoirs, aber sie war eine junge Charmaine Fraque, so, wie sie vor sechzig, siebzig oder achtzig Jahren ausgesehen hatte. »Nein, nicht mich… ich habe gewußt, daß du wiederkommen würdest. Ich habe fest damit gerechnet, und meine Spione waren darauf eingerichtet.«

»Deine… Spione?«

»Ja, die Krähen. Keine gewöhnlichen Krähen. Menschen wie du und ich… Sie waren einst Menschen. Tagsüber sind sie Krähen, in der Nacht aber leben sie in meinem Hotel. Als Geister in einem Zwischenreich, in einem phantastischen Land, in das nur wenigen vergönnt war, einen Blick zu werfen. Surrealistische Maler waren drüben, mancher Schriftsteller des Phantastischen. Dinge, die man oft ihrer lebhaften Phantasie zuwies, wurden in Wirklichkeit von ihnen gesehen und erlebt. Aber so direkt konnten sie ihr Wissen nicht preisgeben. In verbrämter Form gelangte es in die Öffentlichkeit. Es waren Bilder und Sequenzen darunter, die aus der Zelt und dem Herrschaftsbereich des Tschonn stammten, jenes Großen, der die Dämonen liebt und der die Zeit und den Raum manipulieren kann wie ein Puppenspieler seine Marionetten… Du hast noch niemals vom Tschonn gehört, nicht wahr?«

»Nein«, mußte Rani ehrlich zugeben. »Was hat er mit Molochos und Rha-Ta-N’my zu tun?«

»Nichts – und doch sehr viel. Es gibt magische und natürliche Geschöpfe, die sich dem Okkulten und der Magie verschrieben haben. Es gibt viele solcher Wege. Manche führen auf Umwegen ins Ziel, andere direkt. Durch eine besonders intensive Arbeit kam der Kontakt mit Molochos und Rha-Ta-N’mys Welt zustande. Je länger man forscht, je mehr man bereit ist, sich selbst aufzugeben, die Furcht auch vor den letzten Dingen zu verlieren, desto größer ist die Chance, ganz tief in die rätselhafte Materie, die scheinbar so undurchlässige Welt der Geister und Dämonen einzudringen.«

»Und sich in Netzen zu verstricken, aus denen es schließlich kein Entkommen mehr gibt«, konnte Rani sich die Bemerkung nicht verkneifen.

»Es kommt immer auf den Standpunkt an«, erwiderte Charmaine Fraque. »Ich fühle mich sehr wohl mit meinem neuen Leben, und ich möchte mit nichts und niemand mehr tauschen.«

»Auch die durch das Leben einer anderen Person gewonnene Jugend wird vergehen wie Schnee in der Sonne. Nichts auf der Erde ist von Dauer…«

»Was vergangen ist, kann man sich wieder holen.«

»Durch ein neues Opfer, einen neuen Mord…«

»So ist es…«

Die Kälte, mit der sie ihm antwortete, die Arroganz, die sie dabei an den Tag legte, brachten ihn in Rage.

Charmaine Fraque legte die Fingerkuppen aneinander und sah den Inder sinnend und sinnlich an. »Du bist ein gutaussehender Mann«, sagte sie nachdenklich mit dunkler Stimme. »Ich weiß, wie du ohne den gräßlichen Bart aussiehst. Ich könnte mir gut vorstellen, mit dir hier zu leben. Tag und Nacht… Dies würde für dich bedeuten, dein Leben auch mit den Gesetzen zu teilen, du seit geraumer Zeit dieses Haus beherrschen, in dem der Geist Rha-Ta-N'mys und Molochos' lebendig gehalten wird. Es wäre alles viel einfacher, könntest auch du dich zu ihnen bekennen. – Da dies nicht der Fall ist, muß ich dich von hier entfernen, von meinen Freunden erhielt ich den Tip, daß du dich in der Gegend herumtreibst. Die tagsüber als Krähen auf den Feldern leben, haben jeden deiner Schritte registriert und an mich gemeldet. Es sind eben keine gewöhnlichen Krähen, die du gesehen hast. Die Beschäftigung mit der rätselhaften Welt der Finsternis und der Dämonen erweitert das Bewußtsein, bringt Vorteile…«

»Und den Tod«, warf Rani ein. »Einen furchtbaren Tod, der nie endet.«

»Das mag für jene zutreffen, die sich nur am Rande mit der Materie befassen, nicht mit dem wirklichen Mittelpunkt. Das Zentrum der Herrschaft ist maßgebend. Und dieses Zentrum wird gebildet durch Rha-Ta-N'my und ihren im Moment mächtigsten Fürsten Molochos… Und man muß es eben verstehen, sich mit den Mächtigen zu verbünden, nicht mit den Schwachen…«

»Je höher der Rang im Reich der Dämonen, desto größer die Gewißheit eines schrecklichen Erwachens.«

»Ich sehe, daß du nicht zu belehren bist. Daß es mir gelungen ist, dich abermals in eine Falle zu locken, obwohl es Tag ist, muß dir doch zeigen, daß ich aufs richtige Pferd gesetzt habe und nicht du. Tagsüber leben hier die Geister der Toten. Ich kann sie rufen und sie sind meine Sklaven. Durch einen Zufall nur hast du bemerkt, daß Claudia eine Geistererscheinung war. Bei der alten Madame – ist es dir nicht aufgefallen. Du siehst, wie perfekt meine Tarnung ist. Niemand wird sie je durchschauen.«

»Solange niemand darüber berichten kann.«

»Und dafür werde ich sorgen.«

»Das Morden wird mal ein Ende haben. Jedes Verbrechen kommt

an den Tag, Madame…«

»Ich vollbringe Riten, keine Verbrechen. Das ist ein Unterschied. Es sind mächtige Beschützer dabei, die mich nicht im Stich lassen. In dieser Nacht gehen meine Freunde und ich wieder in das Zwischenreich, um im Pandämonium am Treffen der Geister und Dämonen teilzunehmen. Vielleicht werde ich bei dieser Gelegenheit auch mal Tschonn treffen. Dich werden wir mitnehmen. Als Leiche…«

*

»Bevor ich dort ankomme, wirst du mir bestimmt noch eine Frage beantworten«, erwiderte er ungerührt, ohne sich näher mit ihrer Bemerkung zu befassen.

»Was willst du wissen?«

»Wie ist es dir gelungen, Jim und Danielle aus ihren Verstecken zu locken?«

Statt einer Antwort erhob sie sich und stand in ihrer ganzen Größe vor ihm. Das blakende Fackellicht schimmerte auf ihrer makellos glatten und reinen Haut.

»Sieh dich hier unten um. Und deine Fragen werden dir beantwortet werden.«

Sie ging an ihm vorüber. Ein kalter Hauch streifte ihn. Rani packte blitzschnell zu, wollte Charmaine Fraque festhalten und herumreißen.

Er griff ins Leere.

Und er war nicht davon überrascht.

»Ich habe es mir gedacht«, stieß er hervor. Die Geistererscheinung löste sich nicht auf. »Ich wußte, daß du nicht aus Fleisch und Blut warst. Du fürchtest die Begegnung und wagst dich nicht heraus aus deinem Loch. Einmal zeigst du dich als alte Frau, dann wieder als junge, ein andermal schickst du den Geist Claudia Sevoir. Fast wäre es dir geglückt, mich zu täuschen. Doch ich lasse mich von dir nicht aufhalten. Ich werde das Geheimnis dieses Hotels und vor allem dieser Gruft enthüllen. Und das dürfte womöglich nicht in deinem Interesse liegen. Durch deine Erscheinung hier unten – wolltest du mich ablenken. Wie im Fall Claudia Sevoirs. Da ist es dir gelungen. Beim erstenmal. Nicht jedoch beim zweitenmal…«

Er irrte nicht. An ihrem Gesichtsausdruck merkte er, daß seine Worte ins Schwarze trafen.

»Ich glaube dir nun auch nicht mehr, daß Danielle und Jim in deine Hände gefallen sind. Du hast mir auch hier Trugbilder geschickt. Ich weiß nicht, wie du es machst, aber ich *weiß,* daß du mich mit ihnen nicht mehr täuschen kannst…«

»Selbst wenn du mit allem recht hättest – mit der letzten Bemerkung auf keinen Fall!« stieß sie hervor. »Du vergißt den

Tschonn… Ich habe eine besondere Affinität zu ihm. Ich kann es nicht erklären. Es ist einfach so. Ich habe seine Art und Fähigkeit schätzen gelernt. Er beherrscht die Zeit, kann über Raum und Zeit hinweg Einflüsse wirksam werden lassen… Und diese Zeitkraft werde ich nutzen, um dich über einige Stunden hier in der Gruft festzuhalten. Sie wird für dich zum Labyrinth werden, aus dem du keinen Ausweg mehr findest. Und wenn die Dunkelheit kommt, werden meine Freunde und ich sehr leicht mit dir fertig werden.

Ich kann Trugbilder bewirken. Sie sind schwach und dünn. Ich stehe noch am Anfang meiner Kraft, die ich aus dem Dimensionsschacht beziehe, der wie ein Tunnel durch diese und die andere Welt zieht… und in diesem Tunnel fangen sich alle, die irgendeine PSI-Begabung haben. Sie werden dort festgehalten wie antriebslose, havarierte Schiffe in einer Sargasso-See.

In diesem Schacht befindet sich auch dein Begleiter. Ihn zapfe ich in besonderem Maß an, denn sein Vorrat an biogenetischer Kraft ist besonders groß. Wie sich eine Batterie erschöpft, die man ständig benutzt und nicht auflädt, so erschöpft sich der biogenetische Kräftestrom der PSI-Begabten. Wenn man den Schacht kennt, weiß man auch, daß er ständig mit Nachschub versorgt werden muß. Denn die anderen, deren Kraft aufgebraucht ist, gehen im Dimensionsschacht zugrunde.«

Sie lachte, als sie die letzten Worte sagte.

Mahay lief es eiskalt über den Rücken.

Er wollte diese alle Menschlichkeit verachtende Frau festhalten, aber da gab es keinen Ansatzpunkt. Sie war nur Luft für ihn, ein Hauch, der verging, während ihr aufreizendes Lachen in dem Gewölbe nachhallte.

Wenn ein Funken Wahrheit in Charmaine Fraques Worten steckte, dann war Whiss, der in den Dimensionsschacht gerissen worden war, vom Tod bedroht! Vielleicht lebte er auch schon gar nicht mehr. Wie oft Charmaine Fraque, die sich wiederum als ein Vampir besonderer Art gezeigt hatte, schon die PSI-Kräfte Whiss' anzapfte, war ihm nicht bekannt.

Ihre Worte aber bewiesen, daß schon mehr als einer in ihre Falle gegangen war und auf Nimmerwiedersehen im Dimensionsschacht verschwand. Die PSI-Begabten wurden angezapft, und vielleicht waren auf diese Weise – telekinetisch – die steinernen Särge aus verschiedenen Teilen der Welt hier unten in das fensterlose Gewölbe gekommen.

Rani setzte alles auf eine Karte. Er konnte jetzt nur noch gewinnen.

Er mußte die leibhaftige Charmaine Fraque finden! Irgendwo mußte sie sich verbergen, vielleicht ganz und gar in einem Sarkophag?!

Deshalb das Ablenkungsmanöver…

Der Gedanke kam ihm blitzartig und ließ ihn nicht mehr los.

Rani verdrängte den Gedanken an den Sarginhalt, den er vor wenigen Minuten gesehen hatte und schrieb es den trügerischen, hypnotischen Visionen zu, zu denen Charmaine Fraque imstande war.

Die Särge standen in direktem Zusammenhang mit dem Leben der Madame Fraque, wie die Nachtgeister aus dem Zwischenreich, die sie in ihrem Hotel beherbergte.

Die Altäre in den verdunkelten Zimmern, die schwarzen Kerzen – auch dies wies alles auf gefährliche, verbotene Aktivitäten hin.

Er mußte noch viel mehr über das Hotel und die Besitzerin wissen, noch viel mehr herausfinden über die Nebelbilder an den Wänden, die eine Landschaft von einem fernen Stern zu zeigen schienen…

Zum nächsten Sarkophag kam er gar nicht mehr.

Ihm schwindelte, er hatte das Gefühl ins Leere zu treten, und vor ihm breitete sich plötzlich eine Nebelfront aus.

Wie kam der Nebel in das Gewölbe?

Da merkte er, daß es das Gewölbe gar nicht mehr gab.

Er passierte die Nebelwand und schien im gleichen Augenblick in eine andere Welt versetzt worden zu sein.

Die Umgebung war plötzlich nicht mehr begrenzt, sondern grenzenlos.

Unzählige dunkle Wege zeichneten sich schemenhaft in der Waschküche ab, die ihn umgab.

Sie führten in alle Richtungen und verloren sich scheinbar im Nichts.

Über ihm braute sich ein eigenartig geformtes und in grünes Licht getauchtes Wolkengebilde zusammen, aus dem sich eine blumenkohlartig geformte Gestalt schälte. Auf dem birnenförmigen Blumenkohl saß ein kahler Buddhakopf mit spitzen Ohren.

Mahay stockte der Atem. Der Koloß von Bhutan kam sich elend, winzig und verloren vor in der Weite, durch die er lief.

Er sah, daß er nicht allein war.

Noch mehr Menschen konnte er erkennen. Zwei, nein drei. Sie rannten einen Weg entlang und suchten ihr Heil in der Flucht. Ihr Ziel war ein am Wegrand abgestellter Wagen. Der stand dort mit laufendem Motor und eingeschalteten Scheinwerfern. Aus einem braunen Erdhügel ragte ein knorriger Stamm.

Aus dem sich verdichtenden Nebel oberhalb der Köpfe der Menschen schossen dünne Fäden, die die Davoneilenden einholten, umschlangen wie überdimensionale Fadenwürmer und einspannen.

Die Menschen schlugen um sich und schrien wie von Sinnen – Rani sah es an ihren geöffneten Mündern, ohne jedoch nur einen einzigen Laut zu hören.

Die Menschen veränderten sich blitzschnell. Es sah so aus, als ob sie sich häuteten wie eine Schlange.

Noch blieb ihre menschliche Gestalt erhalten. Doch die Oberfläche ihres Körpers zeigte dicke Einkerbungen, die von Grün bis Schwarz reichten. Sie sahen aus wie überdimensionale Gehirne, die mit Armen, Beinen und einem Kopf versehen waren.

Und dann glitten die weißen Fäden auch auf Mahay zu, waren überall, durchdrangen den ihn umgebenden Nebel und verfolgten den Inder wie selbständige Tiere, die seine Witterung aufgenommen hatten.

In dem Moment, als er die erste Berührung spürte, durchdrang ’ihn ein seltsames Bewußtsein, vermehrten sich die Eindrücke, und es kam zu einem alptraumhaften Paradoxon zwischen einer fernen Vergangenheit und der Gegenwart, die der Geist des Tschonn in diesem Moment überbrückte und streifte…

*

Der Tschonn war ein Dämon oder ein ›Gott‹ von den Sternen, paktierte mit dem Großen Schlafenden in der anderen Dimension im Innern des Steinernen Götzen und unterstützte jetzt ganz offensichtlich den Angriff auf Macabros und die anderen. Ein Fremder, ein Eindringling hatte einen Sieg errungen – und eine Kraft griff ein, die nicht mal Kophas, der > Oberste Siegelbewahrers kannte.

»Wer bist du? Warum nennst du dich Tschonn? Was willst du von uns?« fragte Macabros in der alten Sprache Xantilons den kahlen grünen Kopf auf dem Hirnkörper furchtlos. Er durfte keine Sekunde Angst zeigen und mußte beweisen, daß die Verehrung, die ihm als ›Gott‹ zukam, berechtigt war.

»Ich bin der Tschonn. Meine Wiege stand auf Etak… ich will verhindern, daß ihr auch nur einen Zipfel Macht in die Hand bekommt, die mir zusteht…« Die schmalen Lippen in dem feisten, glänzenden Gesicht bewegten sich kaum. Die Augen blickten starr. Die ganze seltsame Erscheinung schien zu wachsen wie ein Pilz.

In dieser Bemerkung war etwas, das Macabros stutzig werden ließ.

Die Macht, die mir zusteht!

Behauptete nicht der Schlafende, ihm stünde das Recht zu, die Völker zu führen, das Land zu besitzen?

Wie vertrug sich der Anspruch des einen mit dem des anderen?

Es war entweder ein Widerspruch, ein völlig schizophrenes Verhalten oder der eine wußte nichts vom anderen. Das letztere jedoch konnte er ausklammern. Die Nähe des Reiches, in dem der Schlafende seine Macht ausbauen wollte, war unübersehbar. Der eine mußte vom anderen wissen: Etak! Schon wieder war dieser Begriff

gefallen.

Auch Kophas hatte ihn schon zweimal erwähnt.

Auf Etak hatte alles begonnen, was den Schlafenden betraf. Als Keimling hatten sie ihn an Bord genommen.

»Etak, Kophas!« Macabros stieß es hervor, als käme ihm plötzlich eine Erleuchtung. »Wie war das mit dem Keimling! Erzähl' es mir genau!«

»Da gibt's nicht viel zu erzählen. Er war klein wie ein Finger, und er wurde uns anvertraut. Er war eingeschlossen in einen gläsernen Stein. Diesen Stein sollten war in einer Vollmondnacht an einer genau bezeichneten Stelle in den Boden graben. So hatte einer der Priester es geträumt. Daran hielten wir uns.«

»Was ist an der Stelle geschehen, wo der Stein vergraben wurde?«

»Der Steinerne Götze steht heute dort.«

»Wer hat ihn errichtet?«

»Niemand. Habe ich dir das nicht schon gesagt?«

»Nein.«

»Er ist von allein gewachsen. Der Götze – ist naturgewachsener Stein…«

Macabros vernahm die Stimme des Priesters wie aus weiter Ferne.

Kophas wollte noch etwas hinzufügen.

Doch plötzlich versagte seine Stimme. Macabros sah, wie der Priester wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft schnappte.

Weiße Fäden glitten aus dem Wolkenmeer, fielen herab auf Kophas und schienen wie Würmer in seinen Körper zu kriechen.

»Kophas!« Macabros sprang auf die Gestalt des Priesters zu. »Der Stein aus Etak! Wo liegt er vergraben?«

»Vorm Eingang… links… unter… den Schä…deln…«

Kophas' Stimme war nur noch ein verwehender Hauch.

Dann war nichts mehr zu hören, und auch er selbst war verschwunden.

Fäden regneten auf Macabros herab.

Auch er wurde hineingezogen in das Kollektivbewußtsein des Tschonn.

Er wurde zeitlich versetzt. Nur für Sekunden.

Er sah eine Landschaft, flach und düster. Hie und da ein kahler schwarzer Baum, schmale Wege und Pfade zerschnitten die Ebene, die bis zum Horizont reichte.

Eine Landschaft aas einem Traum!

Und es war ein Traum, eine Vision des Tschonn, der Raum und Zeit mischte, Materie hineinversetzte und die Sinneswahrnehmungen verwirrte.

Macabros sah Menschen.

Menschen aus einer anderen, zukünftigen Zeit, aus der Zeit, in der

es Autos gab! Und nur wenige Schritte von ihm entfernt stand ein Wagen mit eingeschalteten Scheinwerfern. Menschen taumelten drauf zu, Menschen, die eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Körper des Tschonn hatten. Ihre Leiber waren eingekerbt, hirnartig und grün.

Ein junger Mann riß eine Frau mit sich, ein Mann lief etwa zehn Meter von den beiden entfernt in die Landschaft, taumelte und stürzte dann zu Boden.

Und da war ein vierter.

Ein großer, breitschultriger Mann. Er trug eine Perücke. Sie war durch den anstrengenden Lauf, mit dem er den Fäden des Tschonn entkommen wollte, verrutscht. Darunter – eine Glatze.

Der Mann hatte eine braune Haut, war allerdings sehr ungepflegt und vernachlässigt gekleidet.

Auf dem kerzengerade ins Nichts führenden Weg kamen sie drei, vier Sekunden lang aufeinander zu.

Der Mann mit der bronzefarbenen Haut und dem verfilzten Bart stoppte plötzlich, beugte sich nach vorn und rieb sich die Augen.

»B-j-ö-r-n?« fragte er dann ungläubig. Und mit einem wilden Ruck riß er sich die Bartperücke herunter.

»Rani?!« Macabros und der Inder standen sich einen Moment gegenüber. Zwei Zeitströme trafen im Labyrinth des Tschonn zusammen, schlugen eine Brücke von der fernen Vergangenheit in die Gegenwart Rani Mahays, wurden deckungsgleich, trugen die Materie zusammen und rissen sie wieder auseinander. Gegenwart wurde wieder Gegenwart, Vergangenheit die Vergangenheit.

Macabros war in seinem Nebel-Labyrinth gefangen, Rani Mahay in dem seinen.

Und Macabros, der gedanklich verzweifelt nach einer Lösung des Rätsels suchte, merkte, wie die düstere Welt des Tschonn ringsum sich auflöste.

Er war nur wenige Schritte gelaufen, nicht allzu weit weg vom Eingang in den Steinernen Götzen, der eine eigene geheimnisvolle und grausame Welt barg. Als er die Schwelle überschritt, hatte alles angefangen.

Sie waren nicht in einer anderen Welt angekommen, ihnen war nur der Eindruck vermittelt worden, weil der Tschonn nach Bedarf sein Nebel-Labyrinth an jedem beliebigen Ort entstehen lassen konnte. Dies sollte sie verwirren, in Unruhe versetzen, ängstigen… Wo die Angst wuchs, war kein Raum für anderes.

Aber Macabros wollte die Rechnung des Tschonn nicht aufgehen lassen.

Er wußte, daß der Steinerne Götze noch da war. Dieses Wahrzeichen, das eine ganze Rasse beherrschte, stand mitten in der Wildnis. Die Traphilen verehrten es, die sieben Priester des

Schlafenden Gottes hatten es zum Zentrum der Welt erkoren. Es konnte nicht einfach verschwinden. Der Machtanspruch des Schlafenden Gottes – und der des Tschonn paßten einfach glicht unter einen Hut.

Der Steinerne Götze! Er stellte das größte Rätsel in diesem Bereich Xantilons dar!

Er ist noch da… ich weiß, daß er noch da ist… Macabros' Willenskraft konzentrierte sich auf den riesigen Steinkoloß.

Und dies war der Anfang zur Erkenntnis:

Der Nebel wurde lichter. Die Fäden, die auch seinen Körper hatten einspinnen wollen, aber in der ätherischen Substanz keinen geeigneten Nährboden gefunden hatten, schnurrten zusammen.

Schwach und verwaschen nahm er die Umrisse des Urwaldes wahr, die Hütten der Eingeborenen hinter den Büschen, den Steinernen Götzen, der alles überragte. Der Mittelpunkt dieser Welt!

Erkennen, zweifeln und handeln! Dies war das Gebot, nach dem man sich jedoch nicht mehr richten konnte, wenn die Angst vor dem Tschonn und der seltsamen Macht, die er ausüben konnte, alles andere verdrängte.

Alles andere geschah wie von selbst.

Noch immer wogten Nebelschleier rings um ihn herum, und er hatte das Gefühl, als wäre sein Blickfeld getrübt und eingeengt. Zwischen dem Nebel befanden sich die anderen.

Bolonophom! Harry Carson! Die Loark-Frauen und die Priester… Auch Kophas!

Aber sie achteten nicht auf ihn. Jeder war mit sich selbst befaßt, jeder erlebte seine eigene Hölle inmitten eines geistigen Traum-Labyrinths, das ihn wer weiß wohin entführte. Für jeden konnte eine individuelle Zeitbahn bestehen, eine individuelle Vergangenheit… Zukunft… Gegenwart…

Er unterlag den Einflüssen aus dem Körperhirn mit dem kahlen grünen Buddha-Schädel in geringerem Maß als diese Menschen aus Fleisch und Blut.

Und darin lag eine Chance für sie alle.

Die Stärke des Tschonn konzentrierte sich darauf, Visionen und Traumbilder zu erzeugen und die Menschen glauben zu lassen, daß sie sich in einem Labyrinth bewegten. Sie sahen sich wirklich in diesem Labyrinth.

Seine Stärke aber war gleichzeitig auch seine Schwäche.

Er konnte nur Bilder schicken und hoffen, daß seine ›Opfer‹ davor Reißaus nahmen. Er konnte sich körperlich nicht zur Wehr setzen.

Macabros hatte Kophas' Schwert nach dem magischen Ritual wieder an sich genommen.

Damit stürmte er jetzt auf den Schädelberg zu, der sich links vorm

Eingang des Steinernen Götzen auftürmte.

Macabros konzentrierte sich mit allen Sinnen auf seine Umgebung und seine Aufgabe, um nicht erneut den Visionen des Tschonn zu erliegen.

Er schlug zu. Die Klinge spaltete die Knochen, die dort lagen und fegten die Schädel auseinander. Es schepperte und raschelte. Die Fetzen flogen. Der Berg wurde kleiner. Macabros trug ihn vollkommen ab. Und niemand hinderte ihn daran!

Dann flog der letzte Schädel auf die Seite.

Macabros begann mit dem Schwert die Platte abzuheben, die wie ein Grundstein in den Boden eingesetzt war und auf dem der erste Schädel seinerzeit daraufgesetzt wurde.

Unter der Platte – lag der Stein aus Etak!

Er glühte schwarz-blau wie ein geschliffener Kristall, in einem wilden Lacht. Der Stein war rechteckig und groß wie ein Ziegel.

Und – er war durchsichtig.

Darin bewegte sich etwas.

Macabros bückte sich, nahm den Stein in die Höhe und starrte in das winzige, verschrumpelte Gesicht eines bizarren Wesens – und es fiel ihm wie Schuppen von den Augen, als er das fremde, bösartige Antlitz eines auf Etak geborenen Dämons so dicht vor sich sah…

*

Das Wesen erinnerte ihn an eine Alraunwurzel.

Es hatte einen Kopf und einen Körper, der aus einer Wurzel gebildet zu sein schien.

Die dünnen schwarzen Auswüchse rings um den winzigen Leib, der nicht größer war, als eine Kinderhand, konnten auch Tentakel sein.

Tentakel im Lande Krosh… sie waren an Wänden und Säulen zu finden… Tentakel, die den toten Körper der Loark mit der Gallertkugel verbanden… weißliche Tentakel, die durch den Nebel glitten… die Fangfäden des Tschonn… Sowohl geistiger als auch materieller Art… Tentakel, die in Raum und Zeit ragten, in die stoffliche und nichtstoffliche Welt, in die Dimensionen…

Alles – die Welt im Innern Krosh, die Schattenzone, aus der die Gallertkugeln kamen, die aus dem Geist gebildet wurden, der Schwarze Fluß, in dem der Schlafende ruhte, die Welt der Spiegel, in der die Loark-Frauen gefangen wurden, die Einflüsse und Kräfte, die die Priester empfingen, das Nebel-Labyrinth des Tschonn… dies alles ging auf dieses winzige, bösartige Geschöpf zurück, das einer dämonischen Welt angehörte, von der er zum erstenmal aus Kophas' Mund vernommen hatte.

Dieser in gläsernem Stein eingeschlossene Dämon war sowohl der

Schlafende in der Dimension des Schlafenden Götzen als auch der Tschonn außerhalb des Kolosses, der durch ihn gewachsen war.

Eine lange Zeit der Entwicklung lag bereits hinter ihm. Die Welt, die er bereits mit seinem Willen und seiner Kraft durchsetzt hatte, war groß. Um wieviel größer aber würde sie erst werden, wenn der unheilvollen und unheimlichen Entwicklung nicht Einhalt geboten wurde?

»Du wirst sterben, Dämon«, stieß Macabros hervor, dem die Zusammenhänge völlig klar waren. »Dein Anspruch an Blut und Leben jener, die diese Welt formen und gestalten wollen, ist zu groß. Vieltausendfachen Tod hast du gefordert. Nun bist du an der Reihe…«

Er hob das Schwert des Priesters Kophas.

Das runzlige grüne Gesicht im Innern des schwarz-blauen Steines verzerrte sich. Vor Furcht und Widerwillen.

»Ich werde sterben, ja. Aber ich werde dich über meinen Tod hinaus verfolgen, das verspreche ich dir! Du bist früh gekommen – aber nicht zu früh, um meinem Fluch zu entgehen. Die Zeit...

Die Zeit wird stets dein Gegner sein, du seist verflucht gegen sie anzukämpfen und…«

Weiter kam er nicht.

Das Schwert sauste herab.

Macabros hielt in der einen den Glasstein, in der anderen die Waffe. Die Klinge teilte den Stein in der Mitte.

Der alraunenhafte Dämon mit den bizarren Auswüchsen, die bis an den äußeren Rand seines kleinen Gefängnisses stießen, wurden wie der Stein geteilt.

Seltsames geschah…

Der Brocken in Macabros' Hand wurde breiig, flüssig, löste sich wie ein schmieriger, überdimensionaler Blutstropfen von seiner Hand und klatschte auf die Erde zwischen die Schädelreste.

Der Meister einer Welt war tot. Und seine Welt, durch seinen Willen und seinen Geist errichtet, starb mit ihm.

In dem zyklopenhaften Steinernen Götzen rumorte es. Es knirschte, ächzte und barst…

Staub und Sand begannen zu rieseln, im Innern des Steinernen Götzen begann die Auflösung.

»Zurück!« brüllte Macabros den anderen zu, die auf dem Platz vor dem Standbild versammelt waren und erkannten, daß sie nicht mehr im Nebel-Labyrinth gefangen waren.

Einige wichen zurück und starrten mit unverhohlenem Erstaunen auf die Dinge, die sich abspielten.

Der Götze geriet ins Wanken, kippte aber nicht nach vorn und nicht zur Seite. Es schien, als würde eine lautlose Sprengung in seinem Innern stattfinden.

Er rutschte in sich zusammen. Und das geschah mit Donnergetöse. Eine riesige Staubwolke verteilte sich über dem freien Platz, über dem Eingeborenendorf, über dem grünen Dach der Wildnis.

Die Traphilen tauchten aus ihren Hütten auf und wurden ebenfalls Zeuge, wie der riesige Götze in sich zusammensank. Nur ein Berg aus Staub blieb von ihm übrig.

In der kleinen überschaubaren Welt des Traphilen-Volkes kam es zu einem einschneidenden Erlebnis. Für alle, die Zeuge geworden waren.

Und Macabros wußte, daß dieses erdrutschartige Ereignis ungeahnte Folgen für die Zeugen und ihn, den Auslöser, haben würde…

*

Das Ereignis in Xantilons ferner Vergangenheit wirkte sich auch auf die Gegenwart Rani Mahays und seine ganz persönliche Situation aus.

Über eine unsichtbare geistige Brücke war die beherrschende Kraft des Tschonn auch in die Gruft gekommen, die Madame Fraque im Lauf vieler Jahre angelegt hatte und deren Geheimnis ihm noch nicht ganz klar war.

Mit dem Tod des Schlafenden, des Tschonn, mit der Vernichtung der winzigen Lebenssphäre, in die er eingeschlossen war, änderten sich schlagartig auch die Umstände, in die der Inder geraten war.

Das Nebel-Labyrinth löste sich auf. Die Welt wurde wieder ›normal‹, so normal, wie sie zwischen steinernen Sarkophagen in einem verwunschenen Haus nur sein konnte.

Mahay atmete schnell. Er war erschöpft und hatte das Gefühl, seit Stunden auf den Beinen und wie ein Wahnsinniger gerannt zu sein.

Er fuhr sich über die Augen und mußte an das seltsame Erlebnis denken.

Er hatte auf dem Pfad durch den Nebel – seinen Freund Björn Hellmark gesehen! Sie waren sich auf einer rätselhaften Strecke zwischen Raum und Zeit begegnet. Und das sorgte bei dem Inder für Verwunderung und forderte neue Überlegungen. War es Björn gelungen, das Ewigkeits-Gefängnis Molochos' zu verlassen – oder hatte Hellmark inzwischen seinen Doppelkörper ausgesandt und versuchte aus eigener Kraft, sein Schicksal zu verändern?

Mahay löste sich aus dem Bann und kam an dem Sarkophag vorüber, in dem er vorhin – oder war es schon eine Ewigkeit her – die tote Danielle de Barteaulieé gesehen hatte. Danielle jedenfalls lag nicht darin, sondern ein mit einer hauchdünnen vertrockneten Haut überzogenes und versponnenes Skelett. Das Skelett des seligen Lord

Chester of Wollath, der 1701 das Zeitliche gesegnet hatte.

Hypnotische Einflüsse hatten Mahay in Bann gezogen. Sie waren ausgelöst worden durch Madame Fraque, die sich des rätselhaften Tschonn als Katalysator bedient hatte. Die merkwürdige ›Alte‹ aus dem Hotel zeigte immer neue Varianten ihrer dämonischen Fähigkeiten.

Auf dem schnellsten Weg verließ Rani die Gewölbegruft.

Er hatte einen Verdacht, und er war froh, als er ihn bestätigt fand.

Er suchte Danielles Versteckauf und fand sie. Wie abgesprochen hielt sie sich darin auf und zeigte sich verwundert über sein Verhalten, seine Glückseligkeit.

»Du tust gerade so, als hättest du mich eine Ewigkeit nicht gesehen«, sagte sie.

»Vielleicht ist es genauso, wie du sagst, Danielle.«

»Du warst doch vorhin erst hier und hast mit mir gesprochen. Ich habe mich noch gewundert…«

»Du wirst es nicht glauben, aber ich weiß von alledem nichts.« Er sagte ihr, was er statt dessen im Gebüsch wahrgenommen hatte.

Er lief auch zu Jims Versteck und fand den jungen Guuf zum Glück ebenfalls unversehrt vor.

Es war ihm egal, ob er aus einem Fenster des Wohnhauses der Madame Fraque dabei gesehen wurde oder nicht.

»Es geht weiter«, sagte er dann. »Madame Fraques Waffe ist stumpf geworden. Jetzt müssen wir unsere Chance nutzen und ihr keine Gelegenheit geben, erst mal Luft zu holen. Vielleicht braucht sie diese Pause, um sich zu regenerieren. Wir werden uns den Leichenkeller ansehen und versuchen, Madame Fraque zu finden und ihr Geheimnis zu lüften… und auf die Fetzen hier, kann ich einstweilen schon mal verzichten…« Er warf die Perücke weg, nahm den verfilzten Bart ab und hatte sich auch am liebsten von der schmutzigen Hose und dem Hemd befreit. Beinahe zärtlich glättete er statt dessen die Falten der Hose. »Ich muß gut auf sie aufpassen. Ich glaube, ich kehre am besten erst zu Monsieur Henri zurück und bringe ihm das gute Clochard-Kostüm wieder zurück, ehe er meine Zirkus-Klamotten an den Mann bringt. Diese Verschnaufpause sollten wir uns gönnen. Sie tut uns allen gut… Die Maskerade ist jetzt sowieso nicht mehr notwendig, da Madame Fraque und ihre Krähen über alles inzwischen sehr genau Bescheid wissen…«

»Ihre Krähen?« fragte Danielle verwundert.

Rani deutete auf die großen schwarzen Vögel, die sich in den Bäumen und auf einer alten Mauer am Ende des freien Platzes vor dem Hotel niedergelassen hatten.

»Madame Fraques Spione«, murmelte er ernst. »Sie sehen alles, ihnen entgeht – was uns anbelangt – nichts. Am Tag sind sie Krähen, in der Nacht werden sie zu Geistern. Es gibt einiges zu tun, Danielle.

Gerade auch für dich. Nimm' dich vor den Viechern in acht. Was sie wirklich können, das weiß noch keiner so recht von uns. Aber eines sollte ihnen nicht gelingen: uns von dem abzubringen, was wir uns vorgenommen haben. Dieses Dämonennest auszuräuchern, Molochos und Rha-Ta-N'my eine Niederlage zuzufügen und unsere Freunde aus der Hand der Todfeinde zu befreien. Wir sind auf dem rechten Weg. Setzen wir ihn fort…«

Gemeinsam teleportierten sie im nächsten Augenblick auf die unsichtbare Insel Marlos zurück…

*

Nach dem Ereignis war es eine halbe Minute so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören können.

Aber dann brach sich die Begeisterung Bahn.

Alles schrie und lief durcheinander. Die Loark-Frauen warfen die Arme hoch, Jubelrufe kamen über ihre Lippen.

Bolonophom jodelte in den hellsten Tönen, Harry Carson schlug sich vor Begeisterung auf die Schenkel, die Traphilen fielen in den allgemeinen Taumel mit ein. Sie sahen nur die Wirkung, die Ursache kannten sie nicht. Viele sanken in den Staub, verbargen ihre Gesichter, und auch die Priester und Kophas rutschten auf Knien Macabros entgegen.

Er hatte eine Feuerprobe bestanden. Aber das wußte nur er.

Die Verehrung, die ihm nun nach dem Sieg über den Steinernen Götzen, über den Tschonn und den Schlafenden zuteil wurde, kannte keine Grenzen.

Die Traphilen brachten Geschenke herbei und bauten sie rings um ihn herum auf, als wollten sie ihn damit überschütten.

Er mußte Hände schütteln, Wünsche entgegennehmen, Dankes- und Ehrenbezeigungen über sich ergehen lassen.

Das brauchte seine Zeit. Macabros mußte sie ihnen lassen. Obwohl ihm dies alles sehr peinlich war und ihn eigentümlich berührte. Er wußte jedoch, daß die Rolle, die er zu spielen hatte, ihm keine andere Wahl ließ.

Es waren wunderliche Dinge passiert. Diese Ereignisse würden ihren Niederschlag finden in mündlichen Überlieferungen und Berichten, würden die anderen Völker erreichen. Der ›namenlose Gott‹, wie man ihn nannte, befand sich mitten unter ihnen. Und er war stärker und mächtiger als die Götter, denen sie bisher gedient hatten.

Der Bote, den man fortgeschickt hatte, kehrte zurück. Mit ihm kamen Hunderte von Helfern und Begleiter und Ärzte aus den Städten der Loarks. Sie eilten auf fliegenden Llonolls herbei, jenen bärenartigen Flugtieren, die mit erstaunlicher Wendigkeit durch die

Lüfte zogen.

Die Ärzte untersuchten die Geretteten gründlich und stellten bei drei Frauen eindeutige Anzeichen einer Schwangerschaft fest, für die niemand eine ausreichende Erklärung hatte.

Die Frauen wurden unter besondere Bewachung gestellt, und es wurde bestimmt, sie in Varone unter Isolation zu stellen, um weiterhin zu beobachten.

Die meisten Frauen, ausgebildete Kriegerinnen, die mit Schwert, Pfeil und Bogen umzugehen verstanden, entschlossen sich für die Rückkehr. Einige aber wollten – wie Bolonophom, der nicht von der Seite ›seines Gottes‹ wich – Macabros auf seinem weiteren Weg begleiten. Sie wollten ihm bei der Suche nach dem »Singenden Fahsaals« helfen.

Macabros rüstete mit seinen Begleitern Bolonophom, Harry Carson und vier Kriegerinnen zum Aufbruch.

Kophas und den sechs Priestern sowie den Traphilen hinterließ er eine Botschaft. Es war die Botschaft eines ›Gottes‹…

»Eines Tages werde ich zu euch zurückkehren«, versprach er. »Und ich werde mich vergewissern, ob ihr meine Anordnungen befolgt habt. Lebt in Frieden miteinander! Blutopfer sind verboten. Begrabt die Feindschaft zwischen den Loarks und den Traphilen, sucht Kontakt zu den Völkern außerhalb dieser Wildnis und jenseits der Großen Wüste. Die Kontakte sollen friedlicher Natur sein, denn nur im Frieden kann Großes entstehen…«

»Wann kommst du zurück?« wollte Kophas wissen.

Macabros lächelte. »Irgendwann…«

Er verließ das Dorf der Traphilen, in dem Entscheidendes geschehen war. Der ›namenlose Gott‹ hatte dort eine erste große Tat vollbracht. Ein Zyklopengötze war gefallen. Die Legende hatte einen Anfang…

Macabros' Ziel waren die Berge. Jenseits der Violetten Felsen, des sogenannten Schattengebirges, wollte er in den Ewigen Nebel hineingehen, wo angeblich das wahre Nebel-Labyrinth des Tschonn lag. Ob der Schlafende das wirkliche Labyrinth gezeigt hatte, oder ob es noch ein anderes gab, das, von dem man sich nicht minder Seltsames erzählte, blieb noch zu klären.

Er war auf der Suche nach dem »Singenden Fahsaals«. Er wollte es finden. Das Leben Carminia Brados und Björn Hellmarks hing davon ab, die Existenz des Mannes, der in einem unbeschreiblichen Netz hing und nicht wußte, daß er mit seinem ätherischen Doppelkörper Dinge in Gang gesetzt hatte, die eine Welt verändern sollten…

In der Vergangenheit waren Vorgänge ausgelöst worden, die in der Gegenwart des zwanzigsten Jahrhunderts – bewußt oder unbewußt – ebenfalls Spuren hinterließen.

Doch niemand brachte sie mit den Ereignissen in Xantilons Vergangenheit in Verbindung. Niemand wußte davon.

So blieb den beiden französischen Polizisten, an deren Wachstation mitten in der Nacht drei Leute mit einem Wagen auftauchten und eine seltsame Geschichte von Nebel, und einem gigantischen Hirn mit einem grünen Buddha-Kopf erzählten, nichts weiter übrig, als mit süßsaurer Miene ein Protokoll anzufertigen, das in den nächsten Tagen eifrig gelesen und beschmunzelt wurde. Aber was die drei Leute mit dem Bericht über das ›Nebel-Labyrinth‹, in dem sie angeblich herumgeirrt waren und eine Zeitlang sogar als Veränderte keine Ahnung mehr über ihr Menschsein hatten, bezweckten, blieb den Organen, die sich damit befaßten, rätselhaft.

Vielleicht wollten sie sich nur interessant machen und in die Zeitung kommen?

Einen Zeitungsbericht darüber gab es. Aber niemand nahm ihn ernst.

Und jene drei, die in der fraglichen Nacht die unheimliche Begegnung mit den Zeitkräften des Tschonn hatten, schwiegen sich nachher lieber darüber aus, um nicht mitleidig belächelt zu werden. Und bald schon fragten sie sich selbst, ob sie überhaupt jemals eine solche Begegnung gehabt hatten. Denn – zu einer Wiederholung kam es nie…

ENDE